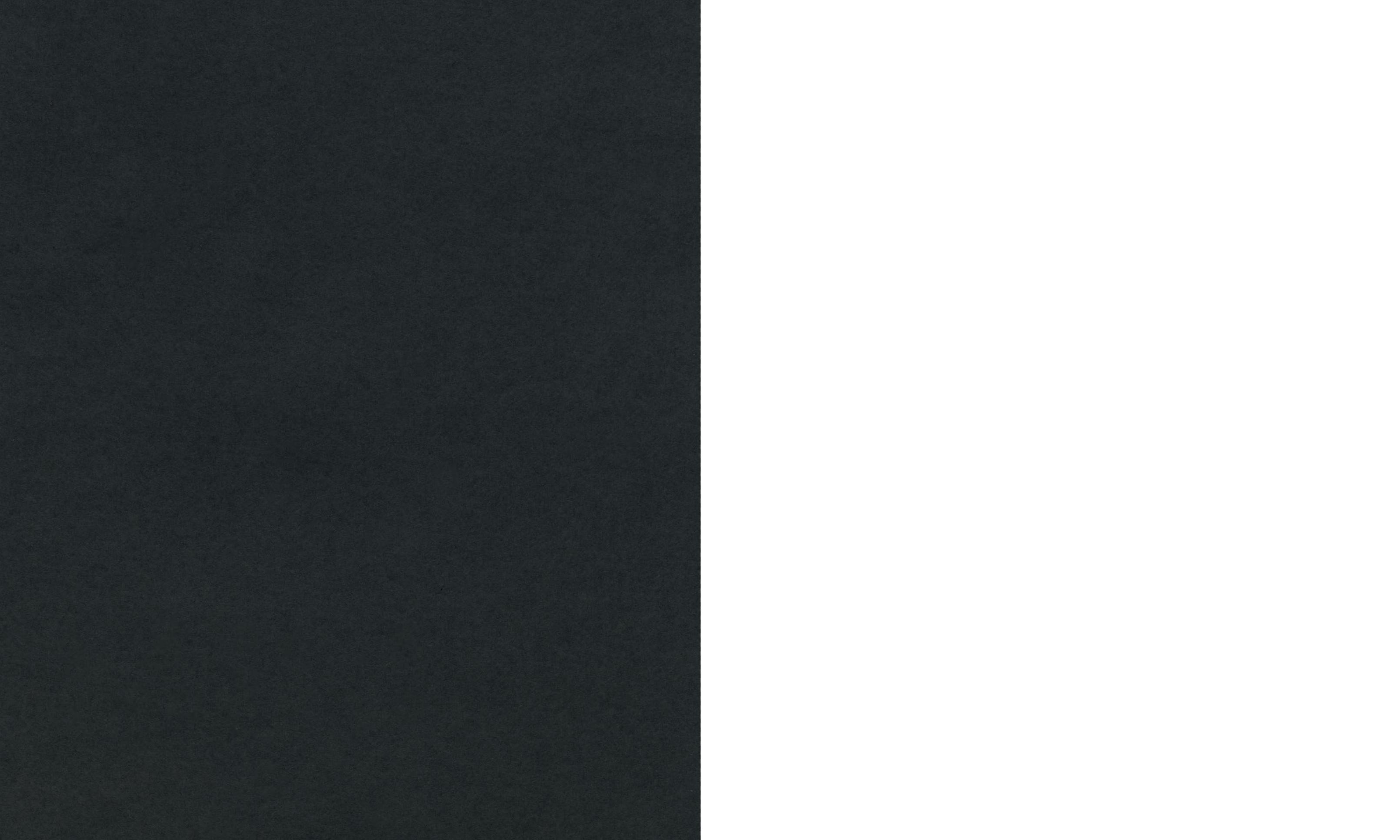




*Ich lebe*  
Wie Kinder Kriege überstehen  
Ein Jahrhundertporträt





*Ich lebe*  
**Wie Kinder Kriege überstehen**  
**Ein Jahrhundertporträt**

Gesamtkonzept  
**Martina Dase**

Fotografie und  
Begleitstimme zu den Bildern  
**Dominic Nahr**

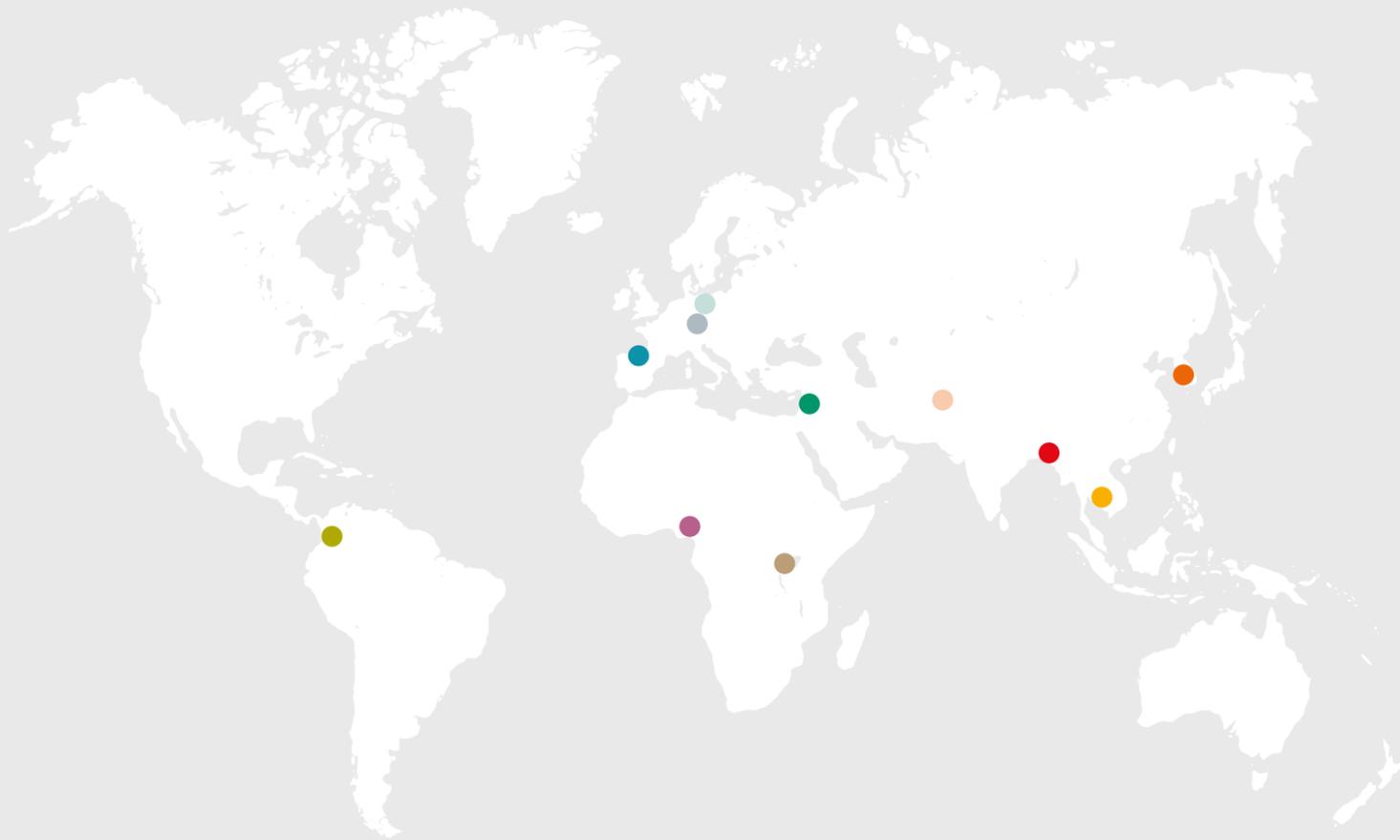
Essays  
**Bertram Job**

Nach Interviews und  
Reportagen von  
**Anna Mayumi Kerber**

Gastautoren  
**Anne-Sophie Mutter**  
**Ingo Zamperoni**  
**Jon Swain**  
**Anne Watts**  
**Margrethe Vestager**  
**Ban Ki-moon**  
**Professor Wole Soyinka**  
**Mayte Carrasco**  
**Marcel Mettelsiefen**  
**Ulrike C. Tscharre**  
**Amir Hassan Chehelan**  
**Dr. Gerd Müller**

*Als ob, als ob*  
*Kindheit aus der Mode wäre. Als ob, als ob ...*

Wole Soyinka



9	Vorwort	165	● Biafrakrieg (1967-1970) <b>Theophilus Chukwuemeka Amadi, 54 Jahre</b> <i>„Wieder zu laufen machte Freude. Einen Schritt machen zu können. Ich lebte wieder“</i> Gastautor Professor Wole Soyinka
11	Grußwort	189	● Bewaffneter Konflikt in Kolumbien (1964-2016) <b>José, 17 Jahre</b> <i>„Ich wurde angeschossen, weil sie dachten, ich sei ihr Feind“</i> Gastautoren Mayte Carrasco und Marcel Mettelsiefen
13	● Syrienkrieg (seit 2011) <b>Amal, 11 Jahre</b> <i>„Und was wünschst du dir?“ „Magie“</i> Gastautorin Anne-Sophie Mutter	221	● Zweiter Weltkrieg (1939-1945) <b>Evelyne Brix, 86 Jahre</b> <i>„Sie hätten uns nicht helfen müssen, wir waren doch der Feind“</i> Gastautorin Ulrike C. Tscharre
29	● Erster Weltkrieg (1914-1918) <b>Erich Karl, 105 Jahre</b> <i>„Wir waren im Prinzip zufrieden, wenn wir irgendwas hatten“</i> Gastautor Ingo Zamperoni	245	● Sowjetische Intervention in Afghanistan (1979-1989) <b>Mawla Jan Nazari, 54 Jahre</b> <i>„16 Helikopter warfen Bomben auf unser Dorf. Wir flohen in die Berge“</i> Gastautor Amir Hassan Cheheltan
53	● Genozid in Ruanda (1994) <b>Vanessa Ntakirutimana, 29 Jahre</b> <i>„Meine Mutter band unsere Ärmel zusammen, damit wir uns nicht verlieren“</i> Gastautor Jon Swain	277	● Rohingyakrise (seit 2017) <b>Rajiya, 15 Tage alt</b> <i>„Ich wünsche mir, dass Rajiya hier lernen kann. Was immer Allah will, wird geschehen“</i> Gastautor Dr. Gerd Müller
85	● Genozid durch die Roten Khmer (1975-1979) <b>Vichuta Ly, 53 Jahre</b> <i>„In einer Nacht hörte ich, wie meine Freundin gefoltert, vergewaltigt und getötet wurde“</i> Gastautorin Anne Watts	303	Interview: Wie Bilder die Welt verändern
109	● Spanischer Bürgerkrieg (1936-1939) <b>María Consuelo Beltrán, 91 Jahre</b> <i>„Es war kalt. Bedürftige Kinder bekamen einen Pullover geschenkt“</i> Gastautorin Margrethe Vestager	309	Glossar
133	● Koreakrieg (1950-1953) <b>Jo Yong-woong, 74 Jahre</b> <i>„Ich war arm, aber ich fühlte mich nicht so“</i> Gastautor Ban Ki-moon	317	Über die Mitwirkenden
		320	Danksagung

**Susanna Krüger**

Vorstandsvorsitzende von Save the Children Deutschland

## **„Jeder Krieg ist ein Krieg gegen Kinder“**

„Ich lebe“ – das ist der schlichte und zugleich so vielsagende Titel unseres Jubiläumsbuchs. „Ich lebe“ – diese zwei Wörter klingen so selbstverständlich bei uns in Deutschland, die wir seit 75 Jahren in Frieden leben. Doch in vielen Ländern sieht die Realität ganz anders aus. Dort leiden Kinder als wehrloseste Opfer der Zivilbevölkerung besonders unter den Folgen grausamer Konflikte. Es sind Kinder, die mit Gewalt und Zerstörung konfrontiert sind. Kinder, die deshalb Hunger leiden. Kinder, die Ruinen oder Zelte ihr Zuhause nennen. Die keine Bildung erfahren, da auch Schulen immer wieder bombardiert oder vorsorglich geschlossen werden – weil der Weg dorthin lebensbedrohlich ist.

Solche Eskalationen gefährden auch im Jahr 2020 das, worauf jedes einzelne Kind ein Recht hat: eine unbeschwerte Kindheit. Jedes Kind sollte die Möglichkeit haben, seine Träume zu verwirklichen und seine Talente in einer friedlichen Welt zu entfalten. Aktuell leben 426 Millionen Kinder weltweit in einem Krieg oder in Krisen- und Konfliktregionen. Für uns sind das genau 426 Millionen zu viel.

Als Kinderrechtsorganisation bestehen wir seit 100 Jahren darauf, dass Kinder überall auf der Welt ein Recht auf Zukunft haben. So wie die 11 Menschen, die wir Ihnen in diesem Buch vorstellen. Ihnen konnte Save the Children an einem kritischen Punkt ihres Lebens existenzielle Hilfe leisten. Für sie heißt „Ich lebe“ ganz konkret: Ich habe einen Krieg, eine humanitäre Katastrophe überlebt. Weil mir geholfen wurde.

Ich freue mich, wenn Sie sich einlassen auf die erstaunlichen Biografien dieser Überlebenden aus Afrika und Europa, aus dem Mittleren Osten, Lateinamerika und Asien. 11 Menschen, die sich uns geöffnet haben und uns – und damit Ihnen – ihre Geschichten erzählen. Es sind Geschichten von oftmals traumatischen Erlebnissen – und von bewegenden Neuanfängen.

Mit unserem Jubiläumsbuch blicken wir auch auf das Jahr 1919 zurück und damit auf die Anfänge von Save the Children: Der verheerende Erste Weltkrieg war durch einen Waffenstillstand zum Ende gekommen, doch die Wirtschaftsblockade der Alliierten dauerte an. Da erfuhr die britische Sozialreformerin Eglantyne Jebb vom Elend der Kinder in Deutschland und Österreich. Aufgerüttelt durch ein schockierendes Foto eines verhungerten Babys verteilte die couragierte Aktivistin mitten in London Flugblätter an Passanten: „Unsere

Blockade ist für den Hungertod von Millionen Kindern verantwortlich.“ Dieser Moment auf dem Trafalgar Square markiert den Startpunkt unserer Organisation in Großbritannien. Nur ein Jahr später, 1920, gründete Eglantyne Jebb in Genf die Save the Children International Union. Ihrem revolutionären Ansatz fühlen gerade wir – das deutsche Büro von Save the Children – uns besonders verpflichtet, denn Kinder aus unserem Land haben genau durch diesen Einsatz überlebt, über ehemalige Frontlinien hinweg. Mit allen uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten – und in konstantem Dialog mit der Öffentlichkeit – appellieren wir an die Weltgemeinschaft, sich der Not der Kinder nicht zu verschließen.

Insgesamt sind es nicht zufällig 11 Lebensgeschichten aus zehn Jahrzehnten, denn das 11. Kind, das Baby Rajiya, steht für unsere jüngste Gegenwart und für die nahe, hoffentlich friedlichere Zukunft.

Mit diesem Buch sagen wir all jenen Menschen Danke, die uns zu Hunderttausenden tagtäglich anregen, unterstützen, mit uns arbeiten. Gleichzeitig vorbeugen wir uns auf diese Weise auch vor der Gründerin unserer Organisation, Eglantyne Jebb, die uns ein Vorbild bleibt.

**Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Anne**

Schirmherrin von Save the Children

## Eine revolutionäre Idee lebt weiter

Vor nunmehr 100 Jahren entstand Save the Children aus der revolutionären Idee zweier außerordentlicher Frauen, Eglantyne Jebb und ihrer Schwester Dorothy Buxton. Im Laufe dieser Zeit haben wir Kriege von weltverändernden Dimensionen erlebt, von verhungerten Kindern nach dem Ersten Weltkrieg über den Vietnamkrieg bis hin zur aktuellen Flüchtlingskrise. Doch eines ist all die Jahre gleich geblieben: das Engagement der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Save the Children, das Vermächtnis von Eglantyne und Dorothy zu bewahren.

Seit mehr als 50 Jahren bin ich Save the Children verbunden und habe seitdem viele Kinder in Krisengebieten besucht. Sie leben zwar an unterschiedlichen Enden der Welt, teilen jedoch alle die furchtbare Erfahrung des Krieges. Als Schirmherrin von Save the Children ist es mir eine Freude, diesen Bildband vorzustellen, der 11 bewegende Berichte von Überlebenden einer Kindheit im Krieg einfängt. Ihre Geschichten sind Beispiele für die lebensverändernde Arbeit unserer Organisation.

Es mag unmöglich erscheinen, für die 426 Millionen Kinder, die heute in Krisengebieten aufwachsen, bleibende Veränderungen zu erzielen, und Eglantyne Jebb muss das Gleiche gedacht haben, als sie mit einem Flugblatt und einer Spendenbox ihren Einsatz für hungernde Kinder begann. Doch sie ließ sich nicht beirren: „Save the Children wird oft gesagt, dass unsere Ziele unerreichbar sind. Dass es immer Kinder in Not gab und geben wird. Aber es ist nur unmöglich, wenn wir es nicht versuchen.“

Wir können nicht alle Kriege und Konflikte beenden. Aber wenn wir die Welt durch die Augen der Überlebenden betrachten, sehen wir, was unsere Arbeit bewirken kann. Ihre Stärke und ihr Wille weiterzumachen inspirieren uns, auch weiterhin für eine gerechtere Welt zu kämpfen, in der Kinder nicht nur überleben, sondern gedeihen können.

Ich möchte allen danken, die zu der Entstehung dieses wichtigen Buches beigetragen haben – und Save the Children für alles Erreichte im Jahr unseres 100-jährigen Bestehens und darüber hinaus.



Amal, 11 Jahre

***„Und was wünschst du dir?“  
„Magie“***

Amal ist 11 Jahre alt, als wir sie kennenlernen. Aus der zerstörten syrischen Stadt Homs floh sie als Siebenjährige mit ihrer Familie in den Libanon. Heute lebt sie in einer informellen Siedlung in der Bekaa-Ebene. Ihr Vater, Gibran Aragi, arbeitet als Lehrer in einer Vorschule von Save the Children, um seiner Tochter und ihren acht Geschwistern das Überleben zu sichern.

### Das Mädchen in Pink

Das muss seltsam sein für Gibran Aragi. Hier im Flüchtlingscamp hat sich der 38-jährige Syrer, dessen Namen wir zu seinem Schutz geändert haben, mit seiner besonnenen Art und der positiven Ausstrahlung einen Ruf als gefragter Vermittler erworben. Ein anerkannter Schlichter in allen Streitfällen zwischen den rund 80 ansässigen Familien, der in kritischen Momenten immer noch einen konstruktiven Vorschlag hervorbringt – und eine treffende Weisheit alter Schriftgelehrter. Dies hat dem feingliedrigen Mann mit den hohen Geheimratsecken in den vier Jahren seit seiner Ankunft im Jahr 2014 den Beinamen ‚Man of the Camp‘ eingebracht: gefühlter Bürgermeister eines Provisoriums, das weder eine Vergangenheit noch einen Namen besitzt.

## „Ich gebe meinen Kindern das Beste von mir“

In seiner eigenen Familie erreicht Gibran dagegen nicht alle. Von den neun Kindern, um die er sich mit seiner fünf Jahre jüngeren Frau Rana kümmert, auch ihr Name ist geändert, sind in diesen Tagen nur sieben gesprächig. Das jüngste ist mit 12 Monaten noch zu klein, es kann erst einzelne Worte hervorbringen. Das andere hingegen ist ein 11-jähriges Mädchen, das hier Amal heißen soll und kaum mehr von sich gibt – weil es sich ins Schweigen zurückgezogen hat. Während ihre Geschwister sich mit Freunden treffen oder Fußball spielen, bleibt Amal oft im Zelt zurück. Blick und Körperhaltung drücken Trauer aus, keiner aus der Familie kommt richtig an sie heran. Nicht mal der so geduldige, ausgleichende Vater.

„Ich gebe meinen Kindern das Beste von mir“, versichert Gibran im Schatten des Vorzelts, während Rana uns bei 40 Grad im Schatten gesüßten Tee einschenkt. Doch was nutzt das Beste in diesem Fall? Das stille Mädchen weine sehr häufig, berichtet der Vater, weil es die geliebte Großmutter vermisst; sie konnte die Flucht aus der syrischen Heimat in den Libanon\* nicht mitmachen. Keiner wisse, was inzwischen aus ihr geworden ist. Viele Kinder des Bürgerkrieges\* können solche Erlebnisse irgendwie wegschieben, weiß Gibran, aber dieses hier kann es offenbar nicht. Dieses ist eben besonders.

### Der verschwundene Fotograf

Während die anderen Kinder sich neugierig um uns scharen, sitzt Amal etwas abseits. Wohl um die fremden Besucher aus der sicheren Distanz zu mustern. Eine grazile, dunkelgrün gekleidete Gestalt mit scheuen, klugen Augen in dem von einem pinkfarbenen Kopftuch eingerahmten Gesicht – sehr präsent und gleichzeitig etwas entrückt. Das ist der Moment, in dem wir uns entscheiden. Wir möchten die Geschichte und das Gesicht dieses Mädchens festhalten; sein Schweigen, seine Trauer. Zeigen, was der Krieg mit einem Kind machen kann. Das ist unser Anliegen, deswegen sind wir hier. Doch Gibran Aragi bedauert: Gerade dieses Kind werde nicht mitmachen, „wir können es selbst nicht

\* siehe Glossar S. 309

Mit Amal begann die weltweite Spurensuche für „Ich lebe“. Mehr zur Entstehungsgeschichte und zum Hintergrund des Projekts im Interview ab Seite 303.

trösten“. Da lässt Dominic, der Fotograf, seinen Tee sein und verschwindet mit der Kamera in den Tiefen des mehrwandigen Zelts. Einige Kinder und die Übersetzerin folgen dem freundlichen großen Mann mit der Kamera neugierig.

Was für eine Szenerie, in die wir hier eingetaucht sind. Mit dem Auto haben wir zwei Stunden gebraucht, um von Beirut in die Bekaa-Ebene hineinzufahren – jene 120 Kilometer lange, schmale Hochebene zwischen zwei Gebirgen, die man wegen ihres fruchtbaren Bodens auch ‚Weinkeller des Libanon‘ nennt. Und dann sahen wir sie plötzlich in der flirrenden Hitze auftauchen: Hunderte von dicht an dicht gedrängten informellen Siedlungen\*, die für ein andauerndes Desaster stehen. Schon seit 2011 kommen hier Menschen an, die vor dem Konflikt in Syrien über die nahe Grenze flüchten, um auf der anderen Seite zumindest in Sicherheit zu sein – wenn auch ohne sinnstiftende Perspektive.

Sie sind Teil eines gewaltigen Exodus. Annähernd 12 Millionen Syrer sind seit 2011 vor den bewaffneten Kämpfen zwischen den verfeindeten Armeen geflohen. Ein Großteil fand anderswo im Heimatland Zuflucht oder in einem Nachbarstaat, neben der Türkei vor allem im Libanon. Vorsichtige Schätzungen gehen davon aus, dass mindestens 1,2 Millionen syrische Flüchtlinge dort leben; andere setzen ihre Zahl bei 1,5 Millionen und darüber an. Ihre neue Heimat sind Hinterhöfe, Keller und ähnliche Nischen in Großstädten wie Beirut und Tripolis, Sidon und Tyros. Oder jene weißen, anonymen Zeltstädte, die sich in der Bekaa-Ebene ausbreiten.

## „Wir müssen geduldig sein“

Die Aragis sind 2014 im Camp angekommen, als es in ihrer militärisch belagerten Heimatstadt Homs\* nicht mehr auszuhalten war. Seither sind Gibran und Rana damit beschäftigt, die Verhältnisse vor Ort so gut es geht zu verbessern. Das fing bei der Alufolie an, mit der Gibran das gesamte Zelt ausschlug, zum Schutz vor sengender Hitze und Nachtfrost, und setzte sich über viele improvisierte Lösungen für alltägliche Probleme fort. „Das Leben hier ist unbequem“, sagt Gibran. „Der Ort ist nicht gut organisiert und die Zelte sind willkürlich angeordnet. Sie stehen oft so eng aneinander, dass es keine Geheimnisse gibt. Wir haben nicht genug Zimmer für uns alle. Wir müssen geduldig sein.“

### Vertrauen in den Lehrer

Dazu kommt der ökonomische Druck, die Miete aufzubringen, wie Gibran erklärt. Denn es ist kein anerkanntes, sondern ein informelles Flüchtlingscamp. Pro Zelt sind jedes Jahr 600 Dollar an einen Landbesitzer zu zahlen. Wer ihm eines seiner Kinder für die Ernte auf die Felder schickt oder selbst anpackt, bekommt 100 Dollar Nachlass. Da bleibt immer noch viel offen, weil Flüchtlinge im Libanon offiziell nicht arbeiten dürfen, mithin keine Einkünfte erzielen. Und die Beihilfe vom UN World Food Programme (WFP) beträgt gerade 27 Dollar im Monat für die ganze Familie. Nur gut also, dass Gibran im Camp als Lehrer arbeiten kann – an der Vorschule von Save the Children, wo er auch einen

Sohn unterrichtet. „Die Leute hier vertrauen mir bezüglich der Betreuung ihrer Kinder in der Schule“, sagt er. Und: „Ich habe gesehen, dass es hier eine Lücke bei diesem Thema gibt. Also habe ich die Initiative ergriffen, um voranzukommen ... Ich löse gern Probleme und habe meinen eigenen Stil, um das zu tun.“

## „Bildung ist sehr wichtig, sie erhellt dein Leben wie das Licht einen Raum“

Save the Children ist seit 1953 im Libanon aktiv. Damals sicherte die Hilfsorganisation Kindern und Jugendlichen des in den Nahostkonflikt verstrickten Landes ein Minimum an Unterricht und Bildung. Heute unterstützt sie Flüchtlingsfamilien aus Syrien mit Plastikplanen und Decken für die Unterkünfte; die schützen im Sommer vor Sonne, im Winter vor Regen und Schnee. Dazu unterhält die Organisation im Camp ein Lernzentrum für Vorschulkinder, damit auch die Jüngsten gefördert werden. Das gibt Gibran eine sinnvolle, bezahlte Tätigkeit und nimmt ihm zumindest einen Teil der Sorge um die Zukunft seiner Kinder.

„Bildung ist sehr wichtig“, ist er überzeugt, „sie erhellt dein Leben wie das Licht einen Raum. Ich bin jetzt alt und habe mein Studium nicht abgeschlossen. Ich hoffe, meine Kinder erleben nicht dasselbe.“

Sich eine Perspektive zu erhalten, die über das Lager hinausweist: Vielleicht ist das für Gibran und Rana sogar die größte Herausforderung. Die beiden warmherzigen Eltern bemühen sich nach Kräften, in der Familie weiter Hoffnung und Zuversicht vorzuleben – auch wenn ihnen das im fünften Jahr im Camp nicht immer leichtfällt. „Die Zukunft ist unklar“, sagt Gibran, „besonders für unsere Kinder, für alle Kinder ... Wir alle fühlen die Unsicherheit. Ich lebe im Moment und weiß nicht, was morgen passieren wird ...“

### Management der Hoffnung

Eine Chance wäre es, wenn die Aragis in das NesT-Projekt\* der Bundesregierung integriert würden. Das steht für „Neustart im Team“ und ist ein zusätzliches Aufnahmeprogramm für besonders bedürftige Familien, die bereits in einem ‚Ersatzfluchtstaat‘ leben. Gegenwärtig setzt Gibran einige Hoffnung darauf, nur eben nicht zu vehement. Es ist ja nicht so einfach, immer wieder Enttäuschungen wegzustecken, und wie sagt er in seiner so poetischen Sprache: „Ich habe alles geschmeckt: Es gibt nichts Bittereres, als um Hilfe zu bitten.“

Derzeit verhält sich der 16-jährige Sohn, ihr Ältester, ohnehin schon so, als habe er allen Glauben an eine bessere Zukunft bereits aufgegeben. Er war entschlossen, Journalist zu werden, jetzt wirkt er wie gelähmt. Das schmerzt die Eltern ähnlich wie das Verstummen ihrer 11-jährigen Tochter – und zeigt, welche Spuren der Krieg in der jungen Generation hinterlässt. „Krieg ist mehr als eine militärische Operation“, ist Gibran überzeugt. Und: „Dieser Krieg ist ein Krieg gegen die Kinder.“

Amals Vater liebt die Weisheiten des islamischen Rechtsgelehrten Al-Shafi'i. Auch er war ein Wanderer, vertraut mit Entbehungen: Geboren im Jahr 767 n. Chr. in Gaza, zog er nach Mekka, Medina, Jemen, Ägypten und Bagdad.

Aber wo ist Amal, und wo Dominic, der eben noch ins Zelt hineinging? Jetzt ist das unverwechselbare, dezente Geräusch einer auslösenden Kamera aus dem Innern zu vernehmen. Gibran, Rana und ich, wir alle können kaum glauben, was wir sehen, als wir uns vorwagen. Da steht das sonst so verschlossene Mädchen im Fokus und kommt plötzlich aus sich heraus. Stemmt ihre linke Hand in die Hüfte, ganz leicht nur, und nimmt so eine bewusste Pose ein. Als sei dies nun ihre persönliche Gelegenheit, sich vor der Welt zu zeigen.

Ein 11-jähriges Mädchen aus Homs, das in diesem Camp ausharrt, mit all seiner Trauer, aber auch mit ungebrochener Würde: Ja, das bin ich, seht nur her.

## „Der Schauende ist nicht der Sehende“

Gibran und Rana ist leicht anzumerken, wie sehr sie die plötzliche Wandlung ihrer Tochter verblüfft. Später ist Amal sogar bereit, mit Hilfe einer Übersetzerin einige Fragen zu beantworten. Das wird kein längeres Interview; dennoch gibt sie dabei mehr Sätze von sich als sonst an einem ganzen Tag, wie ihre Eltern versichern.

„Gehst du hier gern in die Schule?“

„Ich gehe gern, weil ich lernen mag.“

„Was möchtest du werden?“

„Lehrerin.“

„Was machst du sonst gern?“

„Ich male gern.“

„Was malst du?“

„Haus, Garten, Tiere. Zum Beispiel einen Vogel und eine Kuh.“

„Warum den Vogel?“

„Weil er fliegen kann.“

„Und was wünschst du dir?“

„Magie.“

„Warum?“

„Da kann man bekommen, was man will.“

„Was würdest du dann machen? Gibst du mir ein Beispiel?“

„Eine Katze in eine Maus verwandeln.“

Sich über alles hinwegheben, die Dinge im eigenen Sinne umgestalten können: Diese Art Wünsche schlummern auch in Amals Eltern. Deutschland, ja, dorthin würden sie gerne gehen. Bis auf weiteres wollen sich Gibran und Rana indes auf das Naheliegende konzentrieren – den nächsten Tag, die nächsten Schritte. Wohin das führt, ist zwar kaum abzusehen, doch Gibran Aragi wäre nicht Gibran Aragi, hielte er nicht auch für diese Situation eine tröstliche Weisheit parat. „Der Schauende ist nicht der Sehende“, sagt er mit einem feinen Lächeln.

Amal, die Stille, der unerschütterliche Erich Karl, traurig und doch hoffnungsvoll wie Vanessa Ntakirutimana. Oder kämpferisch, eigensinnig, voller Energie, gläubig, veränderlich, pragmatisch, empfindsam: so begegnen uns zehn Menschen, die eine Kindheit im Krieg überlebt haben, seit 1919. Und noch ganz unbeschrieben – ein Baby.

Anne-Sophie Mutter

## Die wundersame Verwandlung im Zelt

Ich betrachte ein Negativ mit drei Aufnahmen: Sie zeigen ein Mädchen vor einer Wand. Es trägt eine Hose, darüber ein Kleid, sein Haar ist von einem hellen Kopftuch bedeckt. Die Wand scheint mit einer silbernen Folie ausgeschlagen zu sein, sie glitzert sogar ein wenig. Den wahren Namen des Mädchens kenne ich nicht. Hier heißt sie Amal, sie kommt aus Syrien und lebt jetzt auf wenigen Quadratmetern in einem Flüchtlingslager im Libanon, das ist alles was ich weiß.

Auf den ersten beiden Bildern wirkt Amal schüchtern, unsicher, in sich versunken. Ihr Blick ist gesenkt. Wenn sie in die Kamera schaut, dann mit großer Ernsthaftigkeit. Einen Arm stemmt sie in ihre Hüfte, den anderen lässt sie baumeln.

Ich frage mich: Was hat sie gesehen? Was hat sie erlebt? Ich versuche mir ihre Lebenssituation vorzustellen: Von wem hat sich Amal trennen müssen? Wie geht es ihren Freundinnen? Sind sie ebenfalls vor den Kämpfen geflohen? Vermisst sie ihre Schulkameraden, die Lehrerinnen? Wurde vielleicht sogar ihre Schule von Bomben getroffen, wie es vielerorts passiert?

Wenn ich in das ernste Gesicht des Kindes schaue, sehe ich die Traurigkeit, die es umgibt. Kinder wie Amal – und das ist der Skandal unserer Zeit – erleben keine Kindheit. Stattdessen Krieg, Zerstörung, verletzte und zurückgelassene Menschen.

Immer wieder betrachte ich diese drei Aufnahmen. Erkenne, dass sich im letzten Bild eine Wandlung vollzieht, sichtbar im Blick und in ihrer Haltung: Amal schaut direkt in die Kamera, die Hände liegen wieder an ihrer Hüfte, die sie diesmal – fast wie ein Model – keck herausschiebt, ja, sie lächelt! Erstaunlich. Sie scheint zu sagen, schaut her, hier bin ich: ein 11-jähriges Kind aus Homs mit dem Recht auf eine Zukunft. Nehmt mich wahr!

Für mich sind diese drei Fotografien das Zeugnis einer Selbstbehauptung und zutiefst berührend. Aber auch eine Mahnung. Diese Kinder dürfen nicht im Stich gelassen werden. Wir müssen uns für sie stark machen. Sie brauchen unser Engagement, denn Kinder haben ein Recht auf eine friedvolle Kindheit – immer und überall.

Die Violinistin Anne-Sophie Mutter, seit Jahrzehnten engagiert für Kinder im Krieg, beschreibt einen besonderen Augenblick im Leben des syrischen Mädchens Amal, der auf dem Kontaktabzug auf Seite 22 festgehalten ist. Wie alle unsere Gastautoren ließ sich Anne-Sophie Mutter darauf ein, ein einzelnes Bild vertieft zu betrachten, ohne die ganze Geschichte zu kennen.





Drinne diese silberne Wand, futuristisch.



Draußen die Hitze und die Realität.







Amals Zuhause strahlt trotz allem Geborgenheit aus. Kurz vergesse ich das Drumherum.

Erich Karl, 105 Jahre

***„Wir waren im Prinzip  
zufrieden, wenn wir  
irgendwas hatten“***

Erich Karl wurde 1913 in Weimar in ärmlichen Verhältnissen geboren: Der Vater war im Ersten Weltkrieg Soldat, später ist er Gelegenheitsarbeiter. Die Mutter verdingt sich als Wäscherin und Köchin. Wie so viele in Deutschland leidet auch die Familie Karl unter der katastrophalen Ernährungslage, Folge der im Krieg verfüigten Wirtschaftsblockade der Alliierten, die auch 1919 noch fortgesetzt wird. Hunderttausende Kinder sind vom Hungertod bedroht. Da gründet die Engländerin Eglantyne Jebb den Save the Children Fund. Innerhalb eines Jahres sammelt sie Spenden im heutigen Wert von 52 Millionen Pfund. Damit kann sie den notleidenden Kindern der ehemaligen Kriegsgegner Deutschland und Österreich sofort helfen. Von dieser Hilfe hat auch der kleine Erich profitiert.

### Erich Karl, der Jahrhundertzeuge

Den Blechnapf, den er von zu Hause mit in die Schule nahm, hat Erich Karl bis heute nicht vergessen. Er erscheint jedes Mal vor seinen Augen, sobald er sich an sein erstes Schuljahr erinnert; auch hier, in der kleinen Stuwohnung in einer Berliner Seniorenresidenz. „Der wurde an den Schulranzen geheftet“, erzählt er mit spürbarem Vergnügen, „gleich neben dem Schwamm. Am Anfang haben wir ja mit Kreide auf Schiefertafeln\* geschrieben.“ Der große Moment kam in der Pause. Dann kippten Frauen mit Schürzen eine Schöpfkelle voll heißer Kakaosuppe hinein, angereichert mit Reis, Zucker, Kondensmilch und Schmalz.

„Die Suppe war zum Trinken gedacht“, erinnert Erich Karl, „nicht zum Löffeln.“ Die kriegten auch nur bedürftige Kinder und solche aus kinderreichen Familien.“

Seither sind annähernd 100 Jahre vergangen, und der sechsjährige Junge aus dürftigen Verhältnissen steckt nun im Körper eines 105-jährigen Senioren, das geht schneller, als man denkt. Doch selbst wenn er es könnte, möchte Erich Karl diese Zeiten nicht noch einmal durchleben. „In der Hinsicht ist mein Leben doch bedeutend besser geworden“, bilanziert er. „Auch dieses Bestreben, erstmal richtig satt zu werden – das gibt es heute überhaupt nicht mehr. Bei uns jedenfalls nicht.“

Aber woanders. Er muss nur seinen Balkon betreten, dann liegt unter ihm das Containerdorf Allende 2\*, das bereits Ende 2014 die ersten Bewohner aufnahm. Erwachsene und Kinder aus Syrien und Afghanistan vor allem, die vor Bedrohung und Gewalt, Mangel und Chaos geflohen sind. Das ganze Elend der Zivilbevölkerung eben, dass der Jahrhundertzeuge Erich Karl aus eigener Erfahrung kennt – ein kleiner ‚Steppke‘ im Ersten Weltkrieg\*, ein deutscher Soldat im Zweiten.

„Ich habe ja nicht nur ein schönes Leben gehabt“, wird er später eher beiläufig sagen. „Da waren auch elende Stücke dabei. Es kann schon sein, dass man dann nicht so hohe Ansprüche hat.“

### Eine Kindheit in Weimar

Gelassen bleiben. Zufrieden sein, dass es überhaupt etwas gibt: In dem Geiste wächst Erich, Jahrgang 1913, in Weimar\*, der Stadt der Klassiker und des späteren Bauhaus in Thüringen, mit fünf Geschwistern auf.

## „Wir waren im Prinzip zufrieden, wenn wir irgendwas hatten“

Die Familie ist aus Leipzig zugezogen, weil der Vater hier eine Arbeit findet. Allerdings nicht von Dauer, bald hangelt er sich, wie so viele, von Beschäftigung zu Beschäftigung und ist selten zu Hause. Die Mutter verdingt sich als Haushaltshilfe bei besser gestellten Familien, wäscht dort oder kocht. In seiner Vorstellung ist das „eine schwere und unangenehme Arbeit“ gewesen, wie Erich Karl sagt. Immerhin bekommt sie dort zu essen und hebt ihren Nachtschiff für die Kinder auf, die in der beengten Wohnung an der Friesstraße auf sie warten.

\* siehe Glossar S. 309–311

In einer Unterkunft wie dieser könnten Amal und ihre Familie landen, erfüllte sich ihr Wunsch, nach Deutschland zu kommen.

Hier teilt sich Erich mit seinen Geschwistern ein Bett, oft auch zu dritt. Und das gemeinsame Leben? Das findet in der Küche statt. Am Küchentisch werden die Schulaufgaben erledigt; dort steht die Zinkwanne, wenn die Kinder baden, und dort wird gegessen, was immer auf den Tisch kommt: Kohlrüben und Kraut zum Beispiel oder Mutters Standard, Reis oder Nudeln in Brühe.

„Wir waren im Prinzip zufrieden, wenn wir irgendwas hatten“, betont der 105-Jährige. „Nie sind wir mit leerem Magen ins Bett, und wenn es nur ein halbes Ei war.“

Ansonsten ist der lebhaftige Junge sowieso am liebsten draußen. Noch heute leuchten die Augen hinter den Brillengläsern, wenn der Senior von den Hütten erzählt, die er mit den Kameraden im Webicht-Wald gebaut hat, dicht bei der Ilm. Da richten sie sich ihre eigene grüne Welt ein, während Europa gerade im Großen Krieg zerfällt. „Wenn es das Wetter zuließ, waren wir fast jeden Tag dort“, sagt er. „Wir sind herumgestreunt und haben gespielt. Der Wald war wie mein zweites Zuhause.“

An den Weltkrieg, der irgendwo da draußen tobte, hat Erich indes kaum Erinnerungen. Er, der ein Jahr vor Kriegsausbruch geboren wurde, weiß bis heute nur, dass sein Vater irgendwann an die Front beordert wurde, nach Frankreich vermutlich. Ganz sicher ist das nicht, denn über den Krieg wird in der Familie nicht gesprochen, als der Vater wieder zurückgekehrt ist. Und von der sogenannten Hungerblockade\* der Alliierten, durch die 1919 rund 800 Menschen am Tag in Deutschland sterben, erfährt Erich Karl erst im Nachhinein. „Das habe ich damals alles nicht so bewusst erlebt“, sagt er, „es wurde wahrscheinlich auch von uns ferngehalten.“

## „Nie sind wir mit leerem Magen ins Bett, und wenn es nur ein halbes Ei war“

Erlebt hat er die Frauen mit den Schürzen, die plötzlich in seine Schule kommen. Dass sie der Religionsgemeinschaft der Quäker\* angehören, die nach dem Krieg täglich bis zu eine Million deutsche Kinder mit Hilfsmahlzeiten versorgen, weiß er damals nicht. Und schon gar nicht, dass ihre Schokoladensuppe nicht zuletzt durch Spenden finanziert wird, die eine junge Organisation in Großbritannien auftreibt. Sie heißt Save the Children Fund\* und entstand 1919 aus der Überzeugung, dass alle Kinder ein Recht auf ein würdiges Leben, eine Zukunft haben – ob ihre Väter diesen Krieg nun gewonnen oder verloren haben.

Das ist seinerzeit nicht jedermanns Ansicht im britischen Königreich. Die Ausdehnung der Hungerblockade über das Kriegsende hinaus soll den verhassten Feind nach dem Wunsch der Hardliner weiter kleinhalten und abstrafen. Aber Kinder sind keine Feinde, predigt die Sozialreformerin und ehemalige Grundschullehrerin Eglantyne Jebb\* ihren Landsleuten unmittelbar nach dem Krieg. Die erschreckenden Bilder von ausgemergelten Kindern in Österreich-Ungarn und Deutschland, die sie und ihre Mitstreiter in Zeitungen und eigenen

„I have no enemies under the age of seven.“ So verteidigte der Schriftsteller George Bernard Shaw 1919 Save the Children, als aufgebracht Londoner gegen die Nothilfe für ‚Kinder des Feindes‘ protestierten.

Schriften zirkulieren lassen, erreichen doch viele und zeigen Wirkung. Als der damalige Papst noch alle Katholiken weltweit zu Spenden für Save the Children aufruft, kommt schnell eine riesige Summe zusammen. So kann Erich Karl als hungriger Junge in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg seinen Blechnapf füllen.

### **Noch ein Weltkrieg, noch (ein)mal überlebt**

Mit ihren Spenden kann Save the Children von 1919 an sieben Jahre lang die Schulspeisungen unterstützen sowie vielerorts selbst Nahrung und Kleider verteilen. Kann kranken Kindern Kuraufenthalte in Sanatorien oder Gastfamilien im Ausland vermitteln und sie aufs Land, in gesündere Luft ‚verschicken‘, wie man damals sagt. Außerdem ist da noch die schwedische Schwesterorganisation, Rädde Barnen\* (Rettet die Kinder), die ab 1920 weitere Hilfsaktionen startet – mit eigenen Kindergärten, Kakaostuben und Tonnen von Lebertran.

So kommen in der jungen Weimarer Republik\* Kinder durch, die es sonst zumindest schwerer gehabt hätten. Kinder wie Erich, der sein letztes Schuljahr in Berlin verbringt, um dort eine Lehre als Feinmechaniker zu absolvieren – und im Prinzip immer an der Spree geblieben ist, Jahrzehnt auf Jahrzehnt wie Spielkarten gestapelt.

Sein Meisterbrief von 1950 hängt bis heute an der Wohnzimmerwand, neben mehreren Fotos seiner 2005 verstorbenen Frau. All das deutet ein erfülltes Leben an, das ihn mit Unterbrechungen getragen hat.

Heute wirkt der charmante Senior aus Berlin-Köpenick mit sich und den vielen, oft bedrückenden Erlebnissen aus zwei Weltkriegen im Reinen. Er strahlt eine große Ruhe aus, erfreut sich einer robusten Gesundheit. Natürlich ist er nicht mehr ‚topfit‘, doch er tut viel für sein körperliches Wohlergehen. Für die täglichen ausgedehnten Spaziergänge durch ein nahes Waldstück nutzt er inzwischen einen Rollator als Gehhilfe. In seinen eigenen vier Wänden jedoch kommt er nach wie vor ohne Gehstütze und fremde Hilfestellung zurecht. Bis zu seinem 92. Lebensjahr ist er sogar noch Auto gefahren; seinen Führerschein, ein bedauernswert zerschlossenes Papier, hat er selbstverständlich aufgehoben, schon aus Ordnungsliebe. Ob er noch gültig ist? „Ich denke schon“, sagt er und lacht, „aber ganz sicher bin ich mir nicht.“

## **„Wir wurden zu Hause als politische Analphabeten erzogen“**

Das ganz normale arbeitsame Leben hat für Erich Karl kaum angefangen, als Nazi-Deutschland im September 1939 den nächsten Weltkrieg anzettelt. Er ist fast 26, als er eingezogen wird, zum Nachrichtendienst in Ostpreußen. Nach sechs Monaten holte ihn sein Arbeitgeber zurück. Ein Vorgang, der sich vier Jahre später, also 1943, wiederholen wird: Erst wird er an die Ostfront geschickt, zum letztlich verheerend gescheiterten Vorstoß gegen die Sowjetunion; dann wird er wieder bei Siemens gebraucht. Die Schlacht von Stalingrad\*, wo über

Alle Altersangaben in diesem Buch beziehen sich auf den Zeitpunkt, an dem wir unsere Zeitzeugen 2018 und 2019 erstmals trafen.

Hunderttausend deutsche Soldaten ihr Leben lassen, bleibt Erich dadurch erspart. „Für mich war das eine gute Sache“, sagt er Jahrzehnte später. „Die anderen, die nach Stalingrad kamen, mussten doch sehr leiden.“ Auch einer seiner Brüder kehrt nicht mehr aus dem Krieg zurück.

Es ist eben nicht nur ein sehr rasantes, sondern auch zerstörerisches Jahrhundert, das Erich Karl durchmisst, und die kritische Distanz dazu kann er sich erst im Nachhinein verschaffen. „Wir wurden zu Hause als politische Analphabeten erzogen“, erklärt er. „Unsere Eltern sagten: Kümmert euch bloß nicht um Politik, das bringt gar nichts!“ So hätten diese sich selbst um die Möglichkeit gebracht zu verstehen, was passiert ist, wie er glaubt. Umso wichtiger ist ihm heute, jeden Abend die Nachrichten im Fernsehen zu verfolgen. Was nicht so einfach ist, wie es klingt, denn das heißt immer auch: Bilder von Menschen auszuhalten, die entweder Kriegstreiber oder Opfer von Konflikten sind.

Wie hat er es also trotz alledem ins nächste Jahrhundert, ins neue Millennium geschafft – von der Weimarer in die Berliner Republik, von Friedrich Ebert bis Angela Merkel? „Ich kann dir nicht sagen, wie man das erreichen kann“, sagt Erich Karl und lacht verschmitzt. Dann spürt er noch mal in sich hinein, um eine befriedigendere Antwort zu finden. Er hat uns inzwischen auf einen Spaziergang durch den Wald mitgenommen, der ihn wohl auch an den Webicht und an die selbstgebauten Hütten erinnert. Die Frühlingssonne scheint warm durch die Baumkronen, der Routinier hat ein gutes Tempo vorgelegt; nun stützt er sich auf seinen Rollator, während er freundlich Passanten grüßt.

### **Allende 2 im Blick**

In jedem Fall helfe es, wenn man weniger Ansprüche stelle, sich also mehr in Genügsamkeit übe, sagt er dann mit Nachdruck. Er würde jeden Tag nehmen, wie er kommt. Und noch etwas: „Man darf die Dinge nicht so nah an sich heranlassen.“

Zurück in der Residenz, siebter Stock mit Aufzug, bezieht der Senior dann seinen Lieblingsposten. Das ist der große Couchsessel, in dem er abends fernsieht. Auf dem Tisch davor liegen die Schokoeier und Schokohasen, die sich über Ostern wie von allein angesammelt haben. Keine Schokoladensuppe mit Schmalz, sondern Süßigkeiten: Es ist eben viel mehr da, als einer unbedingt braucht. Diesen Blick auf die Dinge möchte Erich Karl sich bewahren, wie er zu verstehen gibt. Auch wegen Allende 2, dem Containerdorf, das hier in der Nachbarschaft zunächst erhebliche Skepsis ausgelöst hat, wie er erzählt.

## **„Lasst die doch erst einmal kommen. Lasst uns abwarten, wie es geht. Erst einmal sind es Menschen in Not“**

„Die Leute machten sich Sorgen. Würde es Unruhen geben, Gewalttaten? Ich habe dann versucht, sie zu beruhigen: ‚Lasst die doch erst einmal kommen. Lasst uns abwarten, wie es geht. Erst einmal sind es Menschen in Not.‘“ Erich

Karl lässt diese Sätze eine ganze Weile nachschwingen, bevor er sich von uns verabschiedet: „Ich finde, Menschen in Deutschland könnten ruhiger und zufriedener leben“, sagt er noch. „Das könnten sie wirklich.“

Ingo Zamperoni

## Fanfare für einen unerschütterlichen Mann

Ein älterer Herr steht auf seinem Balkon, vermutlich an einem lauen Sommerabend, und blickt hinaus in die Ferne, auf die Lichter der Großstadt, in der er lebt. Was mag er wohl denken? Ruht er sich nur aus oder geht ihm etwas durch den Kopf? Blickt er auf etwas Bestimmtes oder lässt er nur den Blick durch die Nacht schweifen?

Die einzige Zierde auf diesem Balkon ist ein weißer Blumentopf, der am hüfthohen Geländer hängt. Die Margeriten darin sehen etwas verloren aus. Auch auf die Blumen fällt Licht. Sie recken ihre Blüten von schräg unten dem Gesicht des Mannes entgegen, während die unbedeckten alten Arme mit den Margeriten eine parallele Linie bilden. Hat der Fotograf diese Spannung bewusst gesucht? Jedenfalls ist es ein intimer Moment, den er da geschaffen hat, der den Betrachter teilhaben lässt, ohne sich als aufdringlich oder gar störend zu empfinden.

Denn der Mann wirkt nachdenklich, aber entspannt. Als könnte ihn nichts mehr erschüttern. Und tatsächlich hat er vieles erlebt und überlebt in seinem langen Leben. Schließlich wurde er 1913 geboren. 1913! Also noch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Es dürften nicht mehr viele Zeitgenossen leben, die das von sich sagen können. Fühlt der Mann sich einsam?

In seinen frühesten Kindheitserinnerungen befand sich sein Land im Krieg, in seiner Jugend wird Deutschland einen grausamen Zweiten Weltkrieg ausgelöst, den Holocaust verbrochen haben. Er hat in mehr als einem Jahrhundert Leben in einem Kaiserreich, in zwei Diktaturen und in zwei Republiken gelebt. Wiederaufbau, Aussöhnung und Wiedervereinigung erlebt. Ob er den Frieden in Europa daher besser zu schätzen weiß als andere? Man erkennt auf dem Bild nur seine Silhouette, kann seine Gesichtszüge, in die sich all diese Erfahrungen gewiss eingebrannt haben, nicht sehen. Aber er steht aufrecht da, wie ein Brückenpfeiler in eine andere Epoche, wirkt in seinen Jeans und dem kurzärmeligen Hemd viel jünger als er ist. Ich würde gerne wissen, ob er in seinem langen Leben eine Antwort auf die Frage gefunden hat, was ein glückliches und erfülltes Leben ausmacht.

Der stille abendliche Moment im Leben des Jahrhundertzeugen Erich Karl, den das Bild auf Seite 47 zeigt, regte den Journalisten Ingo Zamperoni zu seinem Text an.





Ich meine zu spüren, wie jede kleine Bewegung und jede Pause dazwischen von Herrn Karls langem Leben erzählt.





Starker Wind, kalte Luft – nicht eine Menschenseele zu sehen. Es kommt mir vor, als hörte ich ein leichtes Donnern.



Wie so viele andere Männer war auch Erich Karls Vater an der Front. In Belgien finde ich Spuren des Ersten Weltkrieges.



Dann laufe ich durch Weimar, auf der Suche nach Erich Karls Grundschule. Wie sah es wohl damals hier aus?









Vanessa Ntakirutimana, 29 Jahre

***„Meine Mutter band  
unsere Ärmel zusammen,  
damit wir uns nicht  
verlieren“***

Vanessa Ntakirutimana war erst fünf Jahre alt, als 1994 in Ruanda innerhalb von nur 100 Tagen über 800.000 Tutsi und moderate Hutu getötet wurden. Sie war eines der zahllosen Kinder, die elternlos durch das ostafrikanische Land irrten. 1995 ließ sie sich mit ihren Geschwistern von Save the Children registrieren und fotografieren. Mit Hilfe dieser Polaroid-Fotos gelang es der Organisation häufig, Angehörige wiederzufinden, doch im Fall von Vanessa und ihren Geschwistern gibt es bis heute keine Gewissheit, ob ihre Eltern noch leben.

### Die kurze Kindheit der Vanessa Ntakirutimana

Das kleine Haus auf dem Hügel wirkt eher wie eine Hütte. Es ist ein einfacher Lehm- oder Ziegebau mit mehreren Fenstern, die durch Tücher abgehängt werden. Viele Dinge des Wohlstands gibt es darin nicht. Dafür dringen zu dieser Stunde die Stimmen von Kindern herein, die irgendwo da draußen sorglos spielen. Und wenn man es genau nimmt, macht das den gesamten Reichtum aus, über den Vanessa Ntakirutimana aktuell verfügt.

„Ich habe eine Familie und bin stolz darauf, ‚Mama‘ gerufen zu werden“, sagt die robuste etwa 29-jährige Frau, die ihr genaues Alter nicht kennt. Sie spricht mit fester Stimme, aber ohne Überschwang – als habe sie ihrem Leben auf diese Weise etwas abgetrotzt. Etwas, das unter den Umständen entscheidender ist als materielle Werte.

Man erreicht das winzige Dorf, wenn man von Ruandas Hauptstadt Kigali Richtung Norden fährt, an die Grenze zu Uganda und der Demokratischen Republik Kongo. Das ist eine Tour über neue Asphaltpisten, die vom Ehrgeiz eines aufstrebenden Landes erzählen. Die Welt soll mit Ruanda heute andere Bilder verbinden als die eines grausamen, gut 25 Jahre alten Genozids\*. In den Köpfen vieler Bewohner aber, die unmittelbar betroffen oder Augenzeugen gewesen sind, bleiben sie wohl für immer.

### Der Krieg kommt in der Nacht

Für Vanessa Ntakirutimana war die Kindheit genau in jener Nacht im Sommer 1994 vorbei, als ihre Mutter sie und ihre Geschwister in heller Aufregung weckte. „Wir müssen weg“, ruft sie, „es ist Krieg. Da draußen töten Menschen andere mit Pangas!“ Die Fünfjährige weiß, dass man mit den langen Buschmessern Zuckerrohr schneidet. Aber Pangas als Waffen? Das versteht sie nicht. Die Mutter bindet Vanessas älterer Schwester, einem Bruder und ihr die Hemdsärmel aneinander, damit sie einander nicht verlieren. „Dann rannten wir los“, erzählt sie, „seither habe ich meine Mutter nicht mehr gesehen.“

## „Lasst uns gehen, sonst finden und töten sie uns“

Am Rande der Straße nach Gisenyi, im Nordwesten Ruandas, sehen sie Menschen, die angeschossen oder massakriert worden sind und sterben. Aber keiner im Strom der Flüchtenden achtet darauf, so Vanessa, „wir liefen einfach alle weiter“. Vanessa und ihre Geschwister leben von dem wenigen, das sie erbetteln können, und bekommen von den Größeren manchmal schluckweise Trinkwasser in die offenen Hände geträufelt, damit sie nicht zu viel aus den unsauberen Flaschen trinken. Die Nächte verbringen sie alle abseits der Straßen, um nicht entdeckt zu werden.

„Am nächsten Morgen, wenn sie weiterzogen, gingen wir einfach mit. Wohin, wussten wir nicht. Sie sagten: ‚Lasst uns gehen, sonst finden und töten sie uns.‘“ Hunderttausende sind damals in Ruanda während der mörderischen 100 Tage

\* siehe Glossar  
S. 311

zwischen Anfang April und Mitte Juli 1994 auf der Flucht. Die meisten von ihnen sind Tutsi\*, die von hasserfüllten Hutu\* gejagt werden. Es sind aber auch gemäßigte Hutu darunter, die sich an den Gewalttaten nicht beteiligen – und dadurch selbst zu Opfern werden. Dabei teilen die beiden Ethnien manches miteinander. Beide sprechen einen Bantu-Dialekt, sind überwiegend christlich. Aber schon die deutschen und die belgischen Kolonialherren haben die Tutsi bei der Vergabe politischer Ämter bevorteilt. Und als Präsident Juvénal Habyarimana, ein Hutu, am 6. April 1994 beim Beschuss seines Flugzeugs mutmaßlich von extremen Tutsi getötet wird, entlädt sich die zuvor systematisch geschürte Wut der Hutu in einem Genozid. Je nach Schätzung werden 800.000 bis über eine Million Tutsi sowie moderate Hutu hingerichtet, in nur drei Monaten.

Und die Völkergemeinschaft? UN-Soldaten sind bereits im Land, bleiben aber passiv, da sie kein Mandat erhalten haben, um einzugreifen und werden schließlich abgezogen. Die Welt schaut tatenlos zu. Umso mehr sind internationale Hilfsorganisationen nach dem Ende des hunderttägigen Mordens gefordert, die Not und das Chaos im Land zu lindern. Das betrifft nicht zuletzt geschätzte 300.000 Kinder, die ohne Eltern auf der Flucht waren – weil diese getötet oder die Familien in dem Chaos auseinandergerissen wurden. Mit anderen Nichtregierungsorganisationen und UN-Organisationen bemüht sich Save the Children, diese Familien wieder zusammenzuführen. Polaroid-Fotos werden an öffentlichen Orten ausgehängt; Suchteams streifen mit spärlichen Informationen durchs Land. Es ist ein Mandat für Sisyphos, aber für die Mitarbeiter ohne Alternative.

### Ein altes Polaroid

Irgendwann im Jahr 1995 werden auch von Vanessa und ihren Geschwistern Polaroid-Fotos gemacht. Sie sind auf der Flucht in Richtung Kongo an einem improvisierten Infocenter von Save the Children aufgetaucht und haben sich dort registrieren lassen, um so eventuell doch noch ihre Eltern zu finden. Dann werden die Fotos an jene Tausende Aktenblätter geklammert, die Save the Children bis heute in Kigali aufbewahrt. Dort fallen sie Jahrzehnte später Daphrose Mugorewindekwe in die Hände, als sie erneut die alten Ordner sichtet. Die Aufnahme von Vanessa zeigt ein ernstes Kind in einem hellblauen, viel zu großen Hemd, das man ihm vermutlich gerade übergestreift hat; darunter sind der Familienname und das geschätzte Lebensjahr vermerkt.

Vielleicht hat die engagierte Sozialarbeiterin, die seit 1995 für Save the Children im Einsatz ist und von allen nur ‚Mama Daphy‘ genannt wird, sogar selbst die Polaroids gemacht und einsortiert. Doch was ist aus diesen Kindern geworden? Was aus dem ersten Mädchen mit dem übergroßen Herrenhemd? Mama Daphy bemüht ihre Netzwerke, und dann dauert es nur noch wenige Tage, bis wir in dem Dorf Bugashyi vor Vanessa stehen: eine erwachsene Frau, Ende 20, die längst selber Mutter geworden ist – und ihre Geschichte nur leise, in stockenden Worten über die Lippen bringt.

Damals sind sie und ihre Geschwister nach mehreren Tagesmärschen in einem verlassenem Ort namens Rubona gelandet und dort in ein leerstehendes

Haus ohne Türen gezogen. Hier hat sie ein älterer Mann namens Jean Bosco gefunden, dessen Familie ebenfalls auf der Flucht ist. Er hat die Kinder zu sich nach Bugashyi genommen und wird von ihnen bald ‚Papa‘ genannt. „Wir bekamen Essen und Trinken, konnten uns waschen“, erzählt Vanessa, „und wir begannen wieder, wie andere Kinder auszusehen. So schöpften wir bald neuen Mut.“

Später stellt sich gar heraus, dass Jean Bosco Singirankabo, so sein vollständiger Name, ein entfernter Verwandter ist. Mutter und Vater hat Vanessa hingegen bis heute nicht wiedergefunden. Sie muss deshalb davon ausgehen, dass auch sie damals getötet worden sind, und den Schmerz darüber merkt man ihr noch immer an. Er ist eine offene Wunde geblieben, ähnlich wie die Erinnerung an all die Sterbenden und Toten am Straßenrand. „Ich wünschte, ich könnte meine Mutter begraben“, sagt sie unter Tränen. Das Gefühl, verloren und allein zu sein, käme immer wieder hoch.

## **„Ich wünschte, ich könnte meine Mutter begraben“**

„Eigentlich bin ich stark“, sagt Vanessa, „aber sobald ich an diese Zeit in meinem Leben denke, werde ich sehr traurig.“

Das bescheidene Zuhause aus Lehm liegt am Rande einer Bananenplantage; sie wurde ihnen von den Eltern ihres Mannes überlassen, den sie im Kirchenchor kennengelernt hat. Seine große Familie lebt verstreut in den grünen Hügeln. Während er Zuckerrohr schneidet, kümmert Vanessa sich um die gemeinsamen vier Kinder und ein paar freilaufende Hühner. Es ist ein karges Leben am Minimum, aber frei von Angst und Panik. Bosco, der sie einst hergebracht hat, wohnt zehn Minuten entfernt. Ähnlich die ältere Schwester, die 1994 mit ihr und ihrem Bruder geflohen ist.

### **Die vererbte Trauer**

Inzwischen ist Vanessas erstgeborene Tochter mit neun Jahren älter, als es ihre Mutter bei Beginn des Genozids war. Genau weiß das keiner, da Vanessa ja das Datum ihrer eigenen Geburt nicht kennt und weder lesen noch schreiben kann. Doch eins weiß Vanessa: Als andere hier zur Schule gingen, hat sie Zuckerrohr verkauft, an der Straße oder am Kivusee, um sich etwas zum Anziehen kaufen zu können – Bosco hatte dafür kein Geld. Umso mehr möchte sie ihrer Ältesten nun etwas Besseres ermöglichen: „Ihr Vater tut alles, damit sie in die Schule gehen kann. Und ich koche ihr Brei, bevor sie morgens aufbricht, richte ihre Kleider her und zeige ihr meine Liebe. Ich hatte nichts von all dem, als ich in dem Alter war.“

Da schwingt Fürsorge, aber auch unbewältigte Trauer mit. Vielleicht sogar eine posttraumatische Störung, die erwiesenermaßen vererbt werden kann. Das könnte auch auf Vanessa und ihre Tochter zutreffen. Die ist auffallend still

Wie Krieg, Gewalt und Angst das Erbgut von Menschen verändern und so auch folgende Generationen belasten können, ergründen immer mehr Studien, z. B. aus Deutschland, Israel und Ruanda.

und strahlt wenig Lebensfreude aus. Ihre Mutter erzählt, dass sie sich häufiger schäme. So wolle sie auch erst wieder zur Schule gehen, wenn ihre Uniform geflickt ist.

Wenn Vanessa ihre Schwester trifft, reden sie manchmal über die alten, furchtbaren Tage. Im Grunde aber ist das eher eine Belastung, sagt sie, weil sie sich dabei meist im Kreis drehen. „Deshalb sprechen wir lieber darüber, wie es weitergeht.“ Das deckt sich mit der öffentlichen Stimmung im ‚Land der tausend Hügel‘. Das dunkle Kapitel soll unter dem wirtschaftlichen Aufschwung vergessen werden, den Präsident Paul Kagame\* und seine Ruandische Patriotische Front (RPF)\* unbedingt weiter vorantreiben wollen. Mit erneuerter Infrastruktur, gesunkener Korruption und Kriminalität und einem hohen Anteil von Frauen in entscheidenden Positionen. Gleichzeitig haben Aufklärungskampagnen die AIDS-Epidemie deutlich zurückgedrängt.

Im modernen Ruanda soll nicht länger zwischen Hutu und Tutsi, Männern und Frauen, sondern zwischen richtig und falsch unterschieden werden, auf allen Ebenen. Mit einigem Aufwand sind würdevolle Erinnerungsstätten für die Opfer des Genozids errichtet worden; nun steht das Werben um Investoren im Vordergrund. Sie kommen bereits und könnten dazu beitragen, eines der früher ärmsten Länder Afrikas in absehbarer Zeit in ein Schwellenland zu verwandeln. Bereits heute galoppiert die Ökonomie mit Wachstumsraten von bis zu acht Prozent anderen Staaten auf dem afrikanischen Kontinent davon.

## **„Unsere Kinder werden alle zur Schule gehen“**

Wird die positive Entwicklung auch im bergigen Grenzgebiet zu Füßen der acht Virunga-Vulkane ankommen? Vanessa Ntakirutimana möchte es sich wenigstens für die nächste Generation vorstellen. „Unsere Kinder werden alle zur Schule gehen“, sagt sie mit Nachdruck, „ganz sicher. Ich möchte nicht erleben, dass sie, so wie ich, ohne Bildung auskommen müssen.“ Und eine so furchtbare Erfahrung wie dieser Gewaltexzess sollte ihnen ebenfalls unbedingt erspart bleiben. „Krieg ist schlecht, Krieg zerstört“, sagt Vanessa. „Kinder sollten die Chance haben, nicht unter solchen Umständen aufzuwachsen.“

Ein frommer Wunsch, der in Ruanda Wirklichkeit werden soll – unterdessen kommt es an den Landesgrenzen zu Déjà-vus. Seit einigen Jahren strömen Geflüchtete aus der Demokratischen Republik Kongo und aus Burundi ins Land, um in Lagern, groß wie Städte, vor Verfolgung sicher zu sein. 2016 stieg ihre Gesamtzahl bereits auf fast 150.000. Immer neue Geschichten, neue Familien und Versprengte: Das Engagement von Save the Children ist hier definitiv noch nicht vorbei.

Jon Swain

## Ein flüchtiger Blick auf ewiges Leid

Ich habe Polaroid-Bilder stets mit fröhlichen Urlaubs-Schnappschüssen verbunden, die wichtige Menschen oder Momente augenblicklich zum Leben erwecken. Wenn ich jedoch diese Sammlung betrachte, die nur einige der Zehntausenden verlorenen Kinder des Genozids in Ruanda zeigt, wenn ich mir die Gräueltaten und den Horror vorstelle, die sie durchlitten, als sie durch Wälder und über Hügel um ihr Leben flohen, dann überkommt mich traurige Nachdenklichkeit.

Das hier sind keine Schnappschüsse kleiner Kinder, die umherrennen, rufen und lachen, keine Bilder von Kinderaugen, die vor Erstaunen leuchten, wenn sie das erste Mal das Meer sehen. Das hier ist ein einziges Meer des Elends: gebrochene Kinder, die durch eine Mordorgie der abscheulichsten Art brutal ihrer Kindheit beraubt wurden.

Ich schreibe dies an einem sonnigen Augustnachmittag in London. Aus dem Garten nebenan höre ich helle Stimmen – die vierjährigen Zwillinge der Nachbarn, glücklich versunken in ihrem Spiel. Ein aufgeschürftes Knie gleicht für sie schon einer Tragödie. Ganz anders diese gequälten ruandischen Kinder. Vanessa Ntakirutimana, ein dünnes, zerbrechliches Mädchen in einem viel zu großen blauen Hemd, verlor ihre Eltern im Genozid. Ihre ausdruckslosen Augen starren geradewegs durch mich hindurch.

Wie die Nachbarzwillinge war sicher auch Vanessa das größte Glück ihrer Eltern – so wie diese für sie der Mittelpunkt ihres jungen Daseins waren. Sie zu verlieren, muss der furchtbarste Tag im Leben des kleinen Mädchens gewesen sein, das in Todesangst floh, als die Mörder mit ihren Messern, Macheten und Schlagstöcken kamen.

Die Gewalt, die Vanessas Kindheit und die aller anderen Kinder auf diesen Polaroids zerstört hat, ist heute weit weg. Ruanda ist ein anderes Land. Es hat sich selbst aus dem Sumpf des Genozids gezogen, ist modern und genießt seinen bescheidenen Wohlstand.

Die Polaroid-Kinder müssen heute in ihren Dreißigern sein. Ich befürchte, dass ihre Verluste und ihre Trauer andauern. Der Genozid von 1994 bleibt für den Rest ihres Lebens Teil ihrer Geschichte, auf höchst tragische und persönliche Weise. Wir, die wir zumeist in Sicherheit leben, dürfen jedoch nie vergessen, dass dieser Genozid Teil unserer aller Geschichte ist. Als der Albtraum geschah, verschloss die Welt ihre Augen.

Ich wünschte, Ruanda wäre eine tragische Verirrung und solche Gräueltaten lägen hinter uns. Doch das tun sie nicht. Auf der ganzen Welt gibt es zahllose Vanessas, die die Menschheit von ihrer schrecklichsten Seite erleben müssen – umgeben von Gleichgültigkeit.

Jon Swain ist als Kriegsreporter dem Tod mehrfach nur knapp entronnen. Er hat Entsetzliches gesehen. Wegen dieser Grenzerfahrungen – und weil er in einer brisanten Recherche einige Täter des Genozids von Ruanda in Europa auftrieb – geht ihm das Schicksal von Vanessa Ntakirutimana besonders nah. (Foto Seite 64 und 65).









Ihre Kindheit hat sie verloren. Bananenstauden erinnern Vanessa vage an den Garten ihrer Mutter.



Bosco, der alte Mann, nahm die Kinder damals auf. Nichts war einfach, für niemanden.









Weiter Blick, enge Welt. Der Kivusee wurde ihre neue Heimat.



Im Kirchenchor traf Vanessa, die Fremde, ihren Mann.



Das Haus, in dem die Geschwister erwachsen wurden. Die Zeit davor tragen sie nur bruchstückhaft zusammen.





Für das Monströse fehlen Vanessa die Worte. Doch wenn ich die Kamera auf sie richte, ist es, als sprächen ihre Blicke.



Vichuta Ly, 53 Jahre

***„In einer Nacht hörte ich,  
wie meine Freundin  
gefoltert, vergewaltigt  
und getötet wurde“***

Vichuta Ly hat als Neunjährige den Terror der Roten Khmer in Kambodscha erlebt. Ihr Vater wurde verhaftet, sie sah ihn nie wieder. Das neue Regime vertrieb die Familie Ly aus ihrer Heimatstadt Phnom Penh und zwang sie, auf Reisfeldern zu arbeiten, auch Vichuta. Mit 12 Jahren bildete man sie zur Kindersoldatin aus. Mehr als 1,7 Millionen Kambodschaner verloren während der Herrschaft der Roten Khmer ihr Leben. Von den 35 Angehörigen der Familie Ly überlebten nur fünf. Vichuta Ly fand eine neue Heimat in Kanada. Heute pendelt sie zwischen Kanada und Kambodscha.

### Vichuta Ly – das Mädchen mit dem Wörterbuch

„Hier“, ruft die energische Frau mit den getönten Brillengläsern auf dem Rücksitz, „hier muss es gewesen sein.“ Im nächsten Moment kommt der silbergraue Toyota vor der Einfahrt zu einem buddhistischen Tempel zum Stehen, und dann ist sich Vichuta Ly sicher. Ja, dies ist die zweite Zuflucht, die sie zusammen aufsuchten, als sie ihr Zuhause verlassen mussten – damals, vor 45 Jahren. Auf diesen Treppen haben sie die Nacht verbracht, Kinder und Mütter, Tanten, Onkel und Cousins. Und das müsste der Tamarindenbaum sein, an den der tote Wachmann gefesselt war, blutüberströmt. „Schau nicht hin“, habe die Mutter ihr gesagt, erzählt sie, aber sie habe eben doch hingeschaut. So wie sie bis heute weiter hinschaut, egal wie schrecklich die Dinge sind.

Eine Tour aus Phnom Penh heraus, das ist für die 53-jährige Frau immer auch eine Reise ‚down memory lane‘, wie man in ihrer zweiten Heimat Kanada sagt. Sie ist in der Hauptstadt Kambodschas geboren worden und aufgewachsen, als Tochter eines amtierenden Ministers. Später hat sie ihre Heimat unter abenteuerlichsten Bedingungen verlassen müssen. Und ist 1999 dennoch zurückgekehrt, ungeachtet der Kommentare von Freunden und Verwandten, die an ihrem Verstand zweifelten.

## „Schau nicht hin“

„Viele Jahre wollte ich das Erlebte einfach nur verdrängen“, hat Vichuta Ly vor der Fahrt schon gesagt – in perfektem Englisch, auf ihre allzeit kontrollierte, verbindliche Art. Doch so grausam, so bestürzend vieles gewesen ist, was sie während der Herrschaft der berüchtigten Roten Khmer erlebt hat: Am Ende ist das immer noch ihr Land, ihre Herkunft. „Außerdem bin ich schon immer sehr hartnäckig gewesen, gerade in der Umsetzung meiner Pläne“, fügt sie mit einem Augenzwinkern hinzu.

Wir haben uns gut angeschnallt, um einem Lebensweg nachzuspüren, der über weite Strecken einer Achterbahn gleicht. Er hat die Frau im Fond zu einer so überzeugten wie ausdauernden Kämpferin gemacht, wie schnell zu spüren ist. Tatsächlich ist sie eine von fünf aus einer 35-köpfigen Großfamilie, die das Schreckensregime des Pol Pot\* in den 1970ern überlebt haben. Auch deshalb will sie nicht aufhören, sich im heutigen Kambodscha bemerkbar zu machen. Also engagiert sich die erfahrene Rechtsanwältin insbesondere für die Rechte von Frauen und Kindern, die damals mit Soldatenstiefeln getreten wurden. „Heute setze ich mein Wissen für Kinder ein“, sagt sie, „ich helfe ihnen auf meine Weise.“

### Begegnung mit Soldaten

Der Weg, auf dem die Familie am Abend des Umsturzes, dem 17. April 1975, Phnom Penh verlassen muss, führt über die Hauptstraße in Richtung Flughafen. Vichuta, das jüngste von zehn Kindern, wird wach, weil sie Mutter und Geschwister weinen hört. Soeben wurde der Vater, Justizminister der gestürzten Regierung, abgeführt. Keiner von ihnen wird ihn wiedersehen, doch das wissen

Die vom Washingtoner Holocaust Memorial inspirierte Genozid-Gedenkstätte in Kigali, Ruanda, erinnert auch an den Völkermord der Roten Khmer und die Judenvernichtung im Zweiten Weltkrieg. Das Grauen bricht immer wieder woanders aus, jeweils unvergleichlich. Die Traumata verfolgen Generationen von Menschen weltweit.

sie an diesem Aprilabend noch nicht. Nun steht in der Wohnungstür ein Soldat der Roten Khmer\* und sagt: „Geht jetzt besser, bevor sie euch auch wegbringen.“

Die neuen Machthaber, die Roten Khmer, schieben mögliche Luftangriffe der Amerikaner auf das benachbarte Vietnam\* vor, um so viele Städter wie möglich aus der Hauptstadt zu vertreiben. Auch Familie Ly flieht aus Phnom Penh.

Was dem arglosen Nesthäkchen zunächst wie ein Familienausflug vorkommt, ist in Wahrheit eine strapaziöse Odyssee. Mehrere Mitglieder der Familie setzen Vichutas gehbehinderten Onkel in einen alten Renault hinein und schieben ihn vor sich her. Es gibt kein Benzin. Eine Schwester ist im siebten Monat schwanger und kommt aufs Moped. Unterwegs nehmen Bewaffnete ihnen die Fahrzeuge ab, ebenso wie eine Armbanduhr. „Nur die Bourgeoisie braucht Armbanduhr“, sagen sie und befehlen, „wir sind jetzt alle Bauern“. Das ist der herrische Ton der Roten Khmer, der nationalistischen Maoisten, die das Land mit aller Gewalt in einen rigiden Agrarkommunismus hineinpeitschen werden – drei Jahre, acht Monate und 20 Tage lang.

## „Zum Glück war ich klein“

Die meisten Flüchtenden orientieren sich schnell von der National Road weg in die Reisfelder, um den Roten Khmer auszuweichen. Hier verbringt auch Familie Ly die erste Nacht. Die zweite Nacht schlafen sie auf den Treppen des Tempels, den Vichuta 45 Jahre später mit uns in einem fahrtüchtigen Auto erreicht. Dann geht es über kleine, holprige Pfade weiter hinaus, vorbei an Feldern und Kühen, bis sie ins Dorf Phum Salang gelangen. Drei Monate lebten sie dort während der Schreckensherrschaft von Pol Pots Roten Khmer: als eine von gut 100 Familien aus der Metropole, die man als städtische Bourgeoisie angefeindet und verfolgt hat.

Vichuta Ly zeigt ihren Begleitern die traditionell auf Stelzen gebauten Häuser samt den Kuhställen darunter, in denen sie gewohnt haben. Manche von ihnen arbeiteten auf den Feldern, andere halfen Dämme zu bauen oder sammelten Feuerholz – eine gewaltige Umstellung für Leute aus der Stadt. „Dort wurde mein Neffe geboren“, erklärt sie, „ohne Arzt oder Krankenschwester. Er war so schwach, meine Schwester hatte nicht genug Milch. Also flehte unsere Mutter die Roten Khmer um Palmzucker an, um den wässrigen Reisbrei süßer und nahrhafter zu machen. Sie fragte auch fremde Mütter, ob sie das Baby stillen könnten. Nur so überlebte er.“

Die sonst so souveräne Frau wirkt plötzlich etwas unsicher, weil sich in Phum Salang nicht mehr viel wiederfinden lässt: nicht das Wohnhaus, nicht der Brunnen und nicht das Erdloch, das eine Napalmbombe damals in den Boden gerammt hat. Oder war das in einem anderen Dorf? Damals wurden sie ja noch in vier weitere Orte geschickt und dabei öfters voneinander getrennt. So erinnert sie eine 20-stündige Fahrt, die sie auf den Pritschen von Lastwagen und im Zug verbringt, zusammengepfercht: „Wir hatten Durchfall, wir bekamen keine Luft, es war so unglaublich eng.“

\* siehe Glossar S. 311

Flucht, eine ewige Kriegserfahrung für Kinder: Das gilt für Amal aus Syrien, Vanessa Ntakirutimana aus Ruanda und Vichuta Ly aus Kambodscha. Und für Millionen anderer Kinder zu allen Zeiten, an allen Orten der Welt. Der Heimatverlust prägt ihre zerrissenen Identitäten.

### Zwangsarbeit und Propaganda

Wo immer es hinkommt, muss das jungenhafte Mädchen von früh bis spät auf den Reisfeldern arbeiten, zum Klang von Propagandaliedern – unentwegt indoktriniert, pausenlos überwacht. Die Roten Khmer prüfen auch die Setzlinge: Wer sie beim Pflanzen geknickt hat, beweist damit, dass er gegen das Regime ist. „Zum Glück war ich klein, das Wasser ging mir bis zur Hüfte“, erinnert Vichuta Ly. „So war das einfacher, ich machte alles gut.“ Und zwischendurch wird sie immer wieder verhört, manchmal im Stundentakt: „Sie fragten, ‚was macht dein Vater, was macht deine Mutter? Seid ihr reich? Bist du gebildet? Warum kannst du nicht schreiben?‘“

Vichuta kann lesen und schreiben, allerdings nur auf Französisch, das hat sie in der Privatschule gelernt. Aber jetzt ist es besser, sich so arm und ungebildet wie möglich zu geben; dann gibt es eine Chance, den Tag zu überleben. Ansonsten hält sie sich an die vereinbarte Geschichte, die sie in der Familie abgesprochen haben. Demnach ist der Vater ein pensionierter Beamter gewesen; man habe von einem kleinen Geschäft gelebt und nur ein Moped plus zwei Fahrräder besessen. „Ich musste das wiederholen“, sagt sie mit Nachdruck, „genau das.“

Trotzdem melden sich einige Verwandte, als Angka\*, die allumfassende Organisation der zunächst anonym herrschenden Machthaber, nach Bürgern mit höherer Bildung fragt. Was wie eine Rekrutierung zum Aufbau des Landes daherkommt, ist eine meist tödliche Falle. Im ‚Demokratischen Kampuchea‘\* werden Gebildete verachtet; man lässt sie verdursten, verhungern oder umbringen, um sie in Massengräbern an den Orten der Massaker – den berühmten ‚Killing Fields‘\* – oder sonstwo zu verscharren. Das gilt auch für einen Schwager, den die Roten Khmer zuerst foltern, bevor sie ihn, noch lebend, auf Bahngleise legen. Sowie für zwei Cousins und eine Schwester, die mit 17 Jahren an Entkräftung und Mangelernährung stirbt.

„Meine Mutter, meine andere Schwester und ich saßen bei ihr, als sie starb“, erzählt Vichuta. „Dann kamen die Roten Khmer und sagten, ‚ihr müsst sie wegbringen und begraben‘. Meine Mutter wurde so wütend: ‚Der Körper meiner Tochter ist noch nicht mal kalt. Wie könnt ihr von mir verlangen, sie so zu begraben?‘“

Unsere kleine Reisegruppe ist längst wieder nach Phnom Penh zurückgekehrt, in das Besprechungszimmer der Kanzlei, wo eine Klimaanlage vor sich hin surrt. Hier, im fahlen Neonlicht, lässt die 53-jährige Anwältin ihren Tränen einen Moment lang freien Lauf, als sie von der verstorbenen Schwester spricht.

### **„Und dann nahmen sie mich mit“**

Schätzungen reichen von 1,7 bis über zwei Millionen Menschen, die in jenen Jahren ums Leben gekommen sein sollen. Aber das sind nur abstrakte Zahlen, während Vichuta Ly Gesichter vor Augen hat. Sie gehören zu einer Familie, die zusehends dezimiert und auseinandergerissen wird, „und dann nahmen sie mich mit“.

Die 12-Jährige landet in einem Lager zur Ausbildung von Kindersoldaten. Hier wird ihr eingetrichtert, dass die Amerikaner und Vietnamesen, ja eigentlich alle außer Angka die Feinde Kampuchéas sind. Sie lernt Waffenkunde und Spähen. Tagsüber arbeitet sie auf dem Feld, nachts muss sie Wache halten, seit sie zur Gruppenführerin ernannt worden ist. „Du beginnst morgens um fünf zu arbeiten und hörst nachts um eins auf“, so Vichuta. „Manchmal fiel ich um vor Müdigkeit.“ Als wäre das nicht genug, muss sie eines Nachts mit anhören, wie eine Freundin, mit der sie ihr Essen geteilt hat, gefoltert, vergewaltigt und getötet wird. Diese grausame Erfahrung prägt sie bis heute.

Dass sie dem Martyrium entkommen kann, als vietnamesische Truppen Anfang 1979 das Regime stürzen, hat auch mit einem Paket zu tun. Die Mutter, die in einem anderen Dorf auf den Feldern arbeitet, schickt es mit einem Boten. Darin sind gewöhnliche Kleider, die sie bitte statt der schwarzen Uniform anziehen solle, um darin wegzurennen, sobald sie Schüsse höre. So ist Vichuta nicht als Rote Khmer auszumachen, als sie mit zwei Freundinnen quer durch die Front auf die Seite der Invasoren wechselt. Es wird zwar scharf geschossen, aber eine Gefährtin hat einen Talisman dabei, erzählt sie mit einer Prise Ironie: „Damit waren wir vor den Kugeln sicher.“

### **„Kinder sind wie Bambus. Wenn man sie pflegt, werden sie wachsen und zu vielem fähig sein“**

Bald darauf kommen alle fünf Überlebenden im Haus der Großeltern zusammen, wie vorab in der Familie verabredet: die Mutter, die Schwester, ein Bruder, ein Neffe und Vichuta. Und dann opfert die Mutter ihren letzten Schmuck für eine brisante Flucht durch vermintes Gelände nach Thailand. So landen sie alle im Camp Sa Kaeo, wo sich auch Mitarbeiter von Save the Children um die Versorgung der (offiziell nicht anerkannten) Geflüchteten kümmern. Wie die britische Krankenschwester Anne Watts, die in der Klinik der Organisation arbeitet und mithilft, Essen und eine Tasse Milch pro Tag an alle Kinder auszureilen. Sie wird von dem aufgeweckten, schlauen Mädchen schnell zur besten Freundin ausgesucht.

#### **Die gute Miss Watts**

Jeden Morgen wartet die inzwischen 14-jährige Vichuta am Haupteingang des Camps auf Miss Watts; springt auf den Gepäckträger ihres Fahrrads und übersetzt in der Klinik für sie, was die Patienten an Beschwerden melden. Das ist nicht eben leicht gewesen, „weil ich kaum Englisch sprach“. Das wird aber besser, als Anne Watts ihr ein blau eingebundenes, englisch-französisches Wörterbuch schenkt: „Wir übersetzten Wort für Wort, Begriffe wie ‚Schmerz‘ oder ‚Bauch‘. Ich lernte schnell Englisch und auch Thai.“

Immer wieder sind es ihre Sprachkenntnisse, die ihren Lebensweg prägen. Als einmal der kanadische Botschafter das Camp besucht, stiftet ihre Mutter

Vichuta an, durch die Absperrung zu schlüpfen und ihn auf Französisch anzusprechen. Daraufhin winkt der Botschafter die gesamte Familie heran – und erfährt so von deren Schicksal als Hinterbliebene des früheren Justizministers. Zwei Wochen später werden sie alle in ein anerkanntes Lager verlegt, erhalten Flüchtlingsstatus und können das Land, nachdem sie zwei Mal das Lager gewechselt haben, im Rahmen eines Resettlement-Programms der UN verlassen. Ihre Wahl fällt auf Kanada.

In ihrem ersten Jahr in Montreal habe sie Schutz unter dem Bett gesucht, erinnert Vichuta, sobald sie ein Feuerwerk hörte. Die Traumata lassen allmählich nach, während die Erfolge zunehmen. Das Highschool-Diplom. Das Jura-studium. Die eigene Anwaltspraxis. Das Selbstbewusstsein, das daraus erwächst, nimmt Vichuta Ly dann einfach mit nach Phnom Penh, um hier 2002 eine eigene Organisation zu gründen. Sie heißt Legal Support for Children and Women und leistet teils kostenlosen Rechtsbeistand für Frauen und Kinder, die Opfer von Menschenhandel, sexueller Gewalt oder anderen Verbrechen geworden sind.

Anne Watts, mit der sie bis heute in herzlichem Kontakt steht, ist für sie eben ein Vorbild gewesen, erklärt die 53-Jährige, ebenso wie andere Helfer in den Lagern: „Sie blieben, um zu helfen, obwohl sie hätten gehen können.“ So wurden ihr, der leidgeprüften, aber dennoch nicht zu entmutigenden Vichuta, Jahrzehnte voll Leben und Lernen geschenkt, „und jetzt kann ich mit meinem Wissen Kindern helfen“. Das ist vielleicht die höchste Aufgabe von allen, wie sie am Ende dieses besonderen Tages betont.

„In Kambodscha sagen wir: ‚Kinder sind wie Bambus. Wenn man sie pflegt, werden sie wachsen und zu vielem fähig sein.‘“

Festakt „100 Jahre Save the Children“ in Berlin 2019: Vichuta Ly ist aus Kambodscha angereist. Spontan steigt die kleine Frau auf die Bühne und sagt mit leiser Stimme Danke. „Ich tue alles, was ich kann, um weitere Massenvernichtungen zu verhindern.“ Für das Publikum ein besonders anrührender Moment.

## Anne Watts

# Hilf einem hungrigen Kind, und dann?

Im Oktober 1979 strömten mehr als eine Million Khmer, Überlebende des Regimes der Roten Khmer, nach Thailand. Aus diesem Albtraum taumelte ein mageres 14-jähriges Mädchen namens Vichuta Ly, das eher aussah wie eine Zehnjährige. Sie hatte vier Jahre Hunger, Folter und eine Ausbildung als Kindersoldatin hinter sich, doch in ihren Augen brannte eine Flamme, die sich nicht so einfach löschen ließ.

Als wir sie fanden, war ich Krankenschwester für Save the Children im Camp Sa Kaeo. Sie sprach rasch auf die Extraportionen Essen und die Freundlichkeit Fremder an und wurde bald zu einem Mitglied unseres Acht-Personen-Teams – sie erledigte Botengänge, dolmetschte und erzählte uns, was nach Einbruch der Dunkelheit in dem ärmlichen Camp vor sich ging. Sie warnte uns, dass Frauen und Kinder nachts bei den neu gegrabenen Latrinen überfallen, vergewaltigt und dann an Bordelle in Bangkok verkauft würden. Ich erfuhr, auf wie vielen Ebenen es gefährlich war, Vertriebene zu sein. Diese Information führte zu mehr Wachen in der Nacht.

In den folgenden 40 Jahren traf ich Vichuta etliche Male. 2005 verbrachten wir ein vierstündiges Mittagessen in Phnom Penh und sprachen über die 25 Jahre seit der Zeit in Sa Kaeo. Unter Tränen und Lachen erinnerte sie sich nicht nur daran, wie sie auf meinem alten Rad mitgefahren war, sondern auch – mit Namen – an jedes Mitglied von Save the Children. Sie besaß immer noch das blaue Wörterbuch, das ich ihr geschenkt hatte. Jedes Mal, wenn sie es zur Hand nahm, war es wie eine Botschaft ihres Vaters, der seine Kinder stets angehalten hatte, Wert auf Bildung zu legen, da sie der Schlüssel zu einem guten Leben sei. Es regte sie dazu an, nach vier Jahren, in denen sie wie ein Tier gelebt hatte, wieder zu lernen.

2010 kam sie zur Präsentation meines ersten Buches nach London. Ich holte sie von St. Pancras ab und fürchtete, sie in den Massen, die aus dem Eurostar strömten, nicht zu finden. Da sah ich ganz hinten einen ausgestreckten Arm, in der Hand das blaue Wörterbuch. Noch mehr Tränen. Letztes Jahr, 2019, sahen wir uns in London wieder, als Vichuta den Mitarbeitern von Save the Children dankte – wie schon zuvor in Berlin. „Danke für mein Leben“, sagte sie.

Mit ihrer stillen Würde, ihrer eisernen Entschlossenheit und dem absoluten Fokus, die Welt durch ihre Stiftung Legal Support for Children and Women (LSCW) und ihren Aktivismus zu einem besseren Ort für Frauen und Kinder zu machen, inspiriert Vichuta mich jeden Tag. Das passiert, wenn man einem hungrigen Kind hilft. Ihr Vater wäre so stolz auf sie. Ebenso wie Eglantyne Jebb – und ich.

Die Krankenschwester Anne Watts war jahrzehntelang im internationalen Einsatz für Save the Children, auch in Thailand. Als sie das Jugendbild von Vichuta Ly auf Seite 96 sieht, werden Erinnerungen an die erste Begegnung der beiden vor vielen Jahren wach.







Vichuta, 14, in einem Flüchtlingslager in Thailand.



50 Jahre später spaziere ich mit ihr durch Paris. Zufällig stoßen wir auf ein Denkmal für die Opfer des Genozids von Kambodscha.





„Killing Fields?“, rufen die Tuk-Tuk-Fahrer in Phnom Penh. Das Grauen von damals ist heute zu besichtigen.





Vichuta stellt sich dem ungeheuren Verlust, den sie erlitten hat.

In dem Dorf, in dem sie auf der Flucht unterkamen. Und auf den Treppen des Ministeriums, das ihr Vater einst leitete.



Von der Hauptstadt aus bin ich schnell auf dem Land.



Aber in welcher Zeit? Ein Bauer trägt heute die Kleidung der Roten Khmer von damals.

María Consuelo Beltrán, 91 Jahre

## *„Es war kalt. Bedürftige Kinder bekamen einen Pullover geschenkt“*

María Consuelo Beltrán hat ihr ganzes Leben im Baskenland verbracht. Irún ist ihre Heimatstadt. Sie war acht Jahre alt, als das Militär unter General Francisco Franco gegen die Zweite Spanische Republik putschte – Auftakt für den dreijährigen Bürgerkrieg mit seinen wohl um die 500.000 Todesopfern. Im Oktober 1936 verteilte Save the Children in Irún Winterpullover an 150 Schulkinder. Consuelo musste verzichten. Sie hatte ihren eigenen, und andere Kinder waren noch bedürftiger.

### María Consuelo Beltrán und die schönen Pullover

Auf dem alten Schwarz-Weiß-Foto ist María Consuelo Beltrán eine der 32 Schülerinnen, die damals die Mädchenschule in Irún besucht haben. Sie kann sich noch genau an den kühlen Oktobertag erinnern, als es gemacht wurde, das war im Jahr 1936. Es kam ja nicht alle Tage ein Fotograf im Auftrag des Bürgermeisters in ihre Schule, und wann hätten jemals so viele von ihnen einen neuen Pullover angehabt? Strickpullover mit V-Ausschnitt, mit Rollkragen und ohne: Es gab verschiedene Modelle, in allen Farben, und alle waren dick genug, sodass die Schülerinnen morgens auf dem Weg zur Schule nicht mehr frieren mussten. Denn zum Herbst kann es bereits sehr frisch werden in der Kleinstadt nahe der Grenze zu Frankreich, die in der baskischen Region Gipuzkoa am Golf von Biskaya liegt.

Im Leben, das immer weiter ging, ist Consuelo heute eine Seniorin mit vollem silbernen Haar und hagerer Gestalt, die sich für diese Verabredung eine Perlenkette umgelegt und einen rosafarbenen Lippenstift aufgetragen hat. Neugierig funkeln die Augen, während sie ihren ‚cortado‘ genießt und zuschaut, wie sich ihre Besucher über das Foto beugen. Sie habe es ihrer Nichte Juncal zu verdanken, erzählt sie, dass es in ihrem Besitz ist. Der Nichte, die jetzt neben ihr sitzt und die sie auf dem Gruppenbild entdeckt hat, als es 2019 in der Lokalzeitung abgedruckt war – zusammen mit dem Aufruf von Save the Children Deutschland, sich zu melden, wenn jemand unter den abgebildeten ‚niñas‘\* eine Verwandte entdecken sollte.

„Helfen Sie ihr nicht zu viel“, hat Juncal vorab gewarnt, „sonst wird sie sauer.“ Da ging es um die Frage, was der 91-Jährigen physisch noch zumutbar sei. Jetzt aber, in dem kleinen Café im Zentrum des Ortes, erscheint Señora Beltrán ebenso rüstig wie bester Dinge. Ja, das war schon ein besonderer Tag, als fremde Leute von einer Hilfsorganisation in die Schule kamen, um einen ganzen Stapel von Pullovern zu verteilen. Aber nein, sie selbst sei leer ausgegangen, weil andere als bedürftiger eingeschätzt wurden. Eine ihrer beiden Schwestern musste ihr Exemplar, mit dem sie auf dem Foto zu sehen ist, danach sogar dem Lehrer zurückgeben. Der entgangene Pullover: Für das Mädchen Consuelo bleibt er fortan ihre Schlüsselerinnerung an den Krieg.

### Ein unheilvoller Sommer

Was für eine gelungene Aufnahme aber auch, die sie da alle fixiert hat, kein bisschen beschwerter als Schülerinnen in Bilbao, Bordeaux oder sonst wo. Dabei ist es zu dem Zeitpunkt erst ein paar Wochen her, seit der spanische Bürgerkrieg ihren Ort am Grenzfluss Bidasoa heimgesucht hat – mit der Macht eines Orkans, der alles mit sich reißt.

## „Die Stadt war natürlich zerstört“

Zerstörte Straßen, niedergebrannte Reste öffentlicher Gebäude, aufgegebene Häuser: Nichts davon ist im Hintergrund oder in den Gesichtern der Mädchen zu sehen, und das ist ganz in Consuelo Beltráns Sinne.

\* siehe Glossar S. 311–312

„Die Stadt war natürlich zerstört“, sagt sie, „ein großer Teil der Bevölkerung floh nach Frankreich und kam erst Jahre später zurück. Aber das Leben war dann im Grunde normal. Die Menschen gingen wieder zur Arbeit, und wir Kinder gingen zur Schule.“

Der Orkan: Das ist der brutale Bürgerkrieg\*, den die Putschisten um General Franco\* ab 1936 überall in Spanien gegen die Zivilbevölkerung führen, mit Unterstützung aus Nazi-Deutschland und Mussolinis Italien. Sein Vorstoß in der Heimat von Consuelo wird die ‚Offensive von Gipuzkoa‘ genannt. Francos Nationalisten greifen Irún ab Ende August unablässig an, zu Lande und aus der Luft, bis sie die Kleinstadt am 3. September einnehmen können. Zehn Tage später marschieren sie im 20 Kilometer entfernten San Sebastian ein. Letztlich geht es ihnen darum, die Grenze zu kontrollieren – und damit auch die Basken\* auf beiden Seiten, die für Franco und dessen Zentralismus wenig übrig haben.

Im gleichen Herbst sind aber auch Mitarbeiter der Save the Children International Union vor Ort, dem bereits 1920 in Genf gegründeten internationalen Arm der englischen Hilfsorganisation. Sie sorgen in ganz Spanien gemeinsam mit Einrichtungen wie den amerikanischen Quäkern und dem spanischen Roten Kreuz für Milch- und Essensausgaben an die Jüngsten. Save the Children bringt auch geflüchtete Kinder mit Einwilligung der Eltern in Heimen und Ferienlagern unter, auch in Frankreich. Dazu gehört die spektakuläre Evakuierung Hunderter spanischer Kinder, die per Schiff von Santander nach Bordeaux gebracht werden. Und an Schulen werden Kleiderspenden für den Winter verteilt, auch im Baskenland.

## „In dem Alter macht man sich keine Gedanken, was geschehen könnte“

So kommen in Irún insgesamt 150 Kinder an neue Pullover. Auch wenn María Consuelo Beltrán nicht darunter ist, hat sie in diesen chaotischen Tagen eher noch Glück. Während andere für etliche Monate, wenn nicht Jahre ohne festen Wohnsitz herumirren, kommt ihre Familie in dem Bauernhof eines Freundes unter, gerade zwei, drei Kilometer von ihrem Haus in der Altstadt entfernt.

„Wir gingen zu Fuß mit unseren Koffern hin“, erinnert Consuelo, „insgesamt waren wir 11 Personen auf dem Hof.“ Was sie nicht tragen können, wird auf den Ochsenkarren verladen. „Ich kann mich auch noch daran erinnern, dass meine Eltern das gute Kaffeegeschirr mit den blauen Verzierungen mitnahmen. Einen Waschtisch mit Karaffe hatten wir auch dabei, und kleine Gläser. Nichts davon ging kaputt.“ Das Kaffeegeschirr hat die rüstige Seniorin sogar heute noch. Der Aufenthalt dauert nur wenige Tage, danach kommen sie auf dem Hof einer Tante unter; gut zwei Wochen später können sie in ihr kaum versehrtes Haus zurück.

### Geschützte Räume und ein stures Menschenkind

Die Luftangriffe davor: Die kamen ohne Warnung, immer nur tagsüber, sagt sie.

Wenn es soweit war, versteckten sie sich unter der Brücke. Die wurde an beiden Enden mit Sandsäcken befestigt und so in eine schützende Höhle für etwa 100 Menschen aus der Nachbarschaft verwandelt. Niemand durfte sie verlassen, solange die Situation draußen bedrohlich war. Und dennoch gelang es der damals Achtjährigen, aus diesem geschützten Raum zu flüchten. Sie machte sich einen Spaß daraus, ihre Mutter zu erschrecken, die sie dann wieder einfangen musste. Ein brisantes Spiel mit Risiko, natürlich, aber auch eine gute Übung in Eigensinn. Und wie sagt sie selbst: „In dem Alter macht man sich keine Gedanken, was geschehen könnte.“

Eigensinnig bis stur zu sein: Das sagt man den Basken ganz allgemein und Consuelo insbesondere nach. In mancher Hinsicht ist das auch gut für die älteste Tochter eines Chauffeurs, der später in einer Fabrik für Haushaltswaren arbeitet. Wie ihre Heimatstadt, die von 20.000 auf 6.000 Einwohner schrumpft, muss auch sie nach dem Krieg erstmal so tun, als wenn nichts gewesen sei. So findet sie in ein unaufgeregtes Leben in der Provinz hinein, wo man auf den Straßen nur Spanisch und zu Hause weiter Baskisch spricht. So wie in eine Ehe, die nach fünf Jahren schon wieder vorbei ist, weil ihr Mann krank wird und schnell verstirbt.

Ein guter Tänzer, wie sie betont, den sie beim Tanz im benachbarten Hondarribia kennengelernt hat. Doch nun muss sie wieder selber sehen, wo sie bleibt, keine Zeit für Selbstmitleid. Also schneidert sie in Heimarbeit, bevor sie Verkäuferin wird. Zuerst in einer ‚mercería‘, wie die kleinen Einkaufsläden an der Ecke heißen, dann in einer Bäckerei und schließlich in einem Möbelgeschäft. Bis zu ihrem Ruhestand mit 60 wird sie immer beschäftigt sein. Unterdessen wächst der Ort, den sie, von Urlauben abgesehen, nie verlässt, zu einstiger Größe heran – sowie inzwischen weit darüber hinaus.

Die Jahrzehnte der Militärdiktatur, die ersten freien Wahlen, die Losungen und die Anschläge der Separatisten, die auch in Irún zuschlugen, der späte Frieden und die Einführung des Euro: Consuelo hat die Wendungen der Zeitläufe erlebt. Die entscheidende Konstante in ihrem Leben bleibt indes ‚la tribu‘, wie das in Spanien heißt – die Sippe, die Familie. Eine Schwester lebt auch im Ort, sie sehen sich fast täglich. Und dann ist da noch die Nichte, Juncal, die von ihrer Tante gern mehr erfahren würde, besonders über ihre Kindheit im Bürgerkrieg. Mehr als das mit dem Kaffeeservice, dem Ochsenkarren und den bangen Stunden im ‚Bunker‘ unter der Brücke. Doch leider gehe diese bei ihren Erzählungen immer nur bis zu einem gewissen Punkt, sagt Juncal, dann käme nichts mehr. Sturkopf eben, „aber vielleicht ist es ja auch Selbstschutz“.

## „Ein friedliches Leben“

Heute hat Irún 62.000 Einwohner; sie ist die große, aber weniger beachtete Schwester des nördlicheren Hondarribia, dem Nachbarort mit dem alten Stadtkern an der Mündung des Bidasoa. Wo sich die neuere Elite und die Touristen

vom ‚Camino del Norte‘, einem Abzweig des Jakobsweges, abends in den Straßencafés auf ein paar ‚pintxos‘ treffen – wahren Kunstwerken aus tapasartigen, aufgespießten Delikatessen. Dieses entspannte Szenario hat Irún so ausgeprägt nicht zu bieten. In den Hügeln drumherum, unter dichten Laubwäldern, sind indes bis heute alte Bunker, Schützengräben und geheime Gänge versteckt. Sie liegen an Landstraßen, die sich um Kirchen und Burgen winden. „Man musste wissen, wo diese Routen sind“, erklärt die Seniorin, „ich kannte sie nicht.“ Wegweiser oder gar historische Pfade gibt es jedoch nicht.

Die Erinnerungskultur für diesen verlustreichen Abschnitt baskischer Geschichte ist weitgehend auf Guernica\* konzentriert – auf jene anderthalb Autostunden entfernte Ortschaft, die durch Picassos\* gleichnamiges Gemälde weltberühmt geworden ist. María Consuelo Beltrán ist damit einverstanden; sie hat sich stets in der Gegenwart eingerichtet und mag kaum noch über den Krieg sprechen, nachdem sie nun mit uns und ihrer Nichte in einer Konditorei gelandet ist. Lieber erzählt sie von den Reisen, die sie später, als frühe Witwe ohne Kinder, regelmäßig unternommen hat. Etwa nach Ägypten, was ihr unvergesslich ist.

Es ist schließlich nicht so, als hätte Consuelo nichts anderes von der Welt gesehen – sie ist nur immer wieder nach Irún zurückgekehrt. Der Flecken habe ihr „ein friedliches Leben“ ermöglicht, wie sie betont. Das mag überraschend finden, wer die Luftangriffe, die Stunden im Bunker und das alles nicht erlebt hat. Insgesamt hat der Bürgerkrieg in Spanien rund 500.000 Leben gekostet. Die Zahl der Geflüchteten, die sich währenddessen nach Frankreich oder sonst wohin absetzten, ist siebenstellig. Manche sind auch übers Meer geflüchtet, hat sie vorhin noch erwähnt, „aber das hätte ich mir nicht vorstellen können“.

Dann ist der letzte ‚cortado‘ getrunken, der letzte Satz gesagt. Auf dem Heimweg macht die rüstige Frau mit dem silbernen Haar noch Halt in der Bäckerei, um Brot zu kaufen. Das Abzählen der Münzen aus ihrer Geldbörse überlässt sie der Verkäuferin.

Im 92. Lebensjahr weiß eine aufrechte Baskin eben recht genau, wem man auf Gottes Erden vertrauen kann.

Das gerettete blaue Kaffeeservice: Gerne hätten wir es gesehen. Aber Señora Beltrán schützt ihre Privatsphäre wie auch ihre tiefsten Erinnerungen. Eine der vielen Bewältigungsstrategien der Kriegskinder, die wir kennenlernen.

Margrethe Vestager

## Das Bildnis der alten Dame

Hände, die ein Leben aufgebaut haben, Hände, die Europa aufgebaut haben. Alles an dieser Aufnahme erzählt die gleiche Geschichte: jene eines erfüllten Lebens, das alles gesehen hat.

Das wunderschön geschnittene Gesicht, das feine Lächeln, das bis in die Augen ausstrahlt, die Sorgfalt, mit der das Haar frisiert wurde, die Perlenstecker in den Ohren und die Halskette. Die Hände, die ihr das ganze Leben lang gute Dienste geleistet haben, mit dem Ehering am Finger. In der alten Dame scheint sich Europa aufs Schönste zu vereinen.

María Consuelo Beltrán hat ihr Leben an der französisch-spanischen Grenze verbracht und erfuhr dort das Aufeinanderprallen der Kulturen. Sie erlebte den Spanischen Bürgerkrieg, den Zweiten Weltkrieg, die Diktatur und den Terror des baskischen Separatismus.

Europa, das sind seine Menschen. In Europa zählt jeder. In Europa geht es nicht um deine Herkunft, nicht um deine Kirche, nicht um deine Klasse, deine Altersgruppe oder dein Geschlecht. Du zählst als Mensch. Wir werden dieser grundlegenden Wahrheit des Menschseins – des Gleichseins – nicht immer gerecht. Doch wenn ich mich selbst in den Augen von Señora Beltrán betrachte, dann werde ich an diese Wahrheit erinnert. Ich sehe unsere gemeinsame europäische Geschichte von Katastrophen, Kriegen und Demokratie. Und ich sehe unsere gemeinsame zukünftige Geschichte auf Jahre hinaus. Es wird eine Zukunft voller Herausforderungen sein. Das, was ich in Señora Beltrán erkenne, wird dafür nötig sein: Ein unbeugsamer Wille, um Zeiten der Not zu ertragen, um Manipulationen und Propaganda zu durchschauen, und um sich seine eigene Meinung zu bilden; ein offenes Herz, das Mitgefühl und Nachsicht zeigen kann, einen Sinn für Humor; und Hände, die das alles bewerkstelligen – Hände, die etwas zustande bringen, in der Familie, in der Gemeinschaft – für andere.

Es scheint, als wäre das Einzige, das wir als gesichert annehmen können, der Konflikt. Obwohl wir enorme Fortschritte gemacht haben – wir haben mehr Wohlstand, mehr Rechtsstaatlichkeit und mehr Demokratie –, können wir das alles nicht als selbstverständlich ansehen. Dennoch zeigt uns Señora Beltrán, was nötig ist, um ein florierendes, grünes und gleichberechtigtes Europa zu erschaffen, auf der Basis von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit: ein starker, unabhängiger Geist, ein liebevolles, fürsorgliches Herz und Hände, die anpacken können.

Die EU-Kommissarin Margrethe Vestager ist es gewohnt, jederzeit fotografiert zu werden – ganz anders als die Spanierin María Consuelo Beltrán. Deren vielschichtiges Porträt auf Seite 117 liest die Dänin wie die Landkarte eines europäischen Lebens.





Pullover von Save the Children für die Mädchen im Krieg. Consuelo, die Dritte von links in der ersten Reihe, bekam keinen.



Als sich der Himmel über Irún plötzlich verdunkelt, verliert der Ort seine modernen Züge.

Unter der Brücke suchte Consuelo Schutz vor den Fliegerangriffen. Ich stelle mir vor, wie rundherum Bomben einschlugen.







Consuelo selbst hat keine Kinder. Aber ihre Nichte ist wie eine Tochter.





Vor meiner Abreise treffe ich Consuelo noch einmal auf der Straße. Wir sind allein. Ich spreche kein Spanisch – wir lächeln uns nur kurz an.

Sie ist fröhlich, und um diesen Moment nicht zu stören, bleibt meine Kamera in der Tasche.



Jo Yong-woong, 74 Jahre

***„Ich war arm, aber ich  
fühlte mich nicht so“***

Jo Yong-woong war ein Jahr alt, als seine Familie mit dem Boot aus dem Norden Koreas in den Süden floh, nach Incheon. 1950 überschritt die nordkoreanische Armee die Demarkationslinie und besetzte auch Incheon: der Auslöser des Korea-Krieges. Für Jo Yong-woong war jene Zeit eine Zeit der Freiräume. „Es gab keine Erwachsenen“, sagt er, „denn die Frauen arbeiteten in den Fabriken und die Männer waren an der Front.“ Der frühere Veterinärmediziner und Wirtschaftswissenschaftler lebt noch immer in der Region um Incheon.

### Jo Yong-woong – ‚der Amerikaner‘

Jo Yong-woong wirkt nicht wie ein Mann in der Mitte des Lebensabends, wenn er von dem großartigsten Geschenk in seiner Schulzeit erzählt. Seine Augen blitzen dann noch wacher als sonst, und seine sensiblen Hände zeichnen ein etwa 60 mal 60 Zentimeter großes Quadrat in die Luft. „Es war beige“, weiß er noch, „und funktionierte mit Batterie oder mit Stromverbindung.“ Und das Fabrikat? „Ich glaube, es war eine japanische Marke.“

Am liebsten würde der 74-Jährige uns das Tonbandgerät wohl vorführen, das er um 1960 bekommen hat. Würde die Spulen mit den alten Aufnahmen einlegen, sie mit einem der vielen Knöpfe in sachte Rotation bringen und das Erstaunen genießen, das in solchen Momenten meistens ausbricht. Leider gibt es den alten Schatz nur noch in seiner Erinnerung. Aber die ist stark und unauslöschlich – wie so vieles aus jenen Jahren, was ihm an diesem Tag in einem gediegenen Landhaus in Hwaseong, einer südkoreanischen Stadt am Meer nahe Incheon, so alles einfällt.

Doch die Geschichte dahinter fesselt auch so. Ein aufgeweckter, wenn auch durch Keuchhusten und Bronchitis geschwächter Schüler, der eines Tages aus Amerika ein Tonbandgerät mit Aufnahmefunktion erhält: Das ist damals ja nicht so oft in Korea passiert. Zumal der Absender eine Frau aus dem Mittelwesten der USA ist, die er noch nie getroffen hat. Sie heißt Naomi Middaugh und betreibt da drüben im Staat Nebraska einen Schönheitssalon. Das weiß der anfällige Junge aus den Briefen, die sie seit einigen Jahren häufiger schickt – zusammen mit anderen Dingen wie Lebensmittel oder Schulmaterialien.

### Eine Patenschaft über zwei Kontinente

Der heiße Draht über den Pazifik ist Teil eines Patenschaft-Programms, das 1951 vom US-amerikanischen Büro von Save the Children initiiert worden ist. Mitten im verheerenden Koreakrieg – und weit darüber hinaus – verbindet es Kinder und Jugendliche in Südkorea, die unter den sozialen Folgen der Auseinandersetzungen leiden, mit wohlthätigen Menschen aus den USA. So schreibt Naomi schon eine ganze Weile an Yong-woong und Yong-woong an Naomi, bevor die Amerikanerin den Einfall mit dem Tonband hat. Wie ihre übersetzten Briefe wird es dem koreanischen Schüler über das dortige Büro von Save the Children zugestellt.

## „Weil es sie gab, war ich kein trauriges Kind. Im Gegenteil, ich hatte eine schöne Kindheit“

Von da an können sie einander auch unmittelbar schildern, was es mitzuteilen gibt. „Ich schrieb zunächst auf, was ich ihr über mein alltägliches Leben erzählen wollte“, erinnert Jo Yong-woong. „Dann nahm ich es auf: was ich mit Freunden mache, was in der Kirche los ist oder in der Sonntagsschule.“ Umgekehrt kommen Ermutigungen zurück, seinen Weg weiterzugehen, nie aufzu-

Ein Tonbandgerät, ein Wörterbuch, ein Blechnapf: In fast jeder Überlebensgeschichte gibt es den einen ikonischen Gegenstand, an den sich die Erinnerungen heften. Wenngleich das Objekt selbst oft verloren ist, kristallisiert sich in ihm die Kindheit im Krieg.

geben. Mrs. Middaugh will, dass ihr Patenkind fleißig ist in der Schule; dass es Träume hat und diese beharrlich verfolgt. Auf diese Art soll sie ihn nach der Idee des Programms bis zum Abschluss der Mittelschule begleiten. Tatsächlich halten beide noch weit über das Ende der Patenschaft hinaus Kontakt, ohne sich je gegenüberzustehen.

Heute ist Jo Yong-woong ein ehemaliger Veterinär, Dozent und Unternehmer, der fast alles erreicht hat – und sich schon wieder von vielem trennt. Das Haus mit der weiten Glasfront im Wohnzimmer, in dem er uns empfängt, gehört seiner Frau. Die Eigentumswohnung in Seoul, anderthalb Autostunden entfernt, hat er seiner Tochter überschrieben. Sein Sohn bekam die Blaubeerfarm, die er ganz in der Nähe aufgebaut hat. Das ist ein weitläufiges Areal voller Felder mit einer Werkhalle, zu dem er uns später in seinem Wagen mitnehmen wird – ein verwegener Fahrer, der bei offenen Fenstern durch Regenpfützen brettet und sich über die erschreckten Mitfahrer amüsiert.

Dass er das alles und mehr erreichen konnte, hat für ihn auch mit den Briefen und Bändern von Mrs. Middaugh zu tun. „Sie ist für mich wie eine zweite Mutter, meine amerikanische Mutter eben“, sagt er. „Weil es sie gab, war ich kein trauriges Kind. Im Gegenteil, ich hatte eine schöne Kindheit.“

## „Ich war arm, aber ich fühlte mich nicht so“

Es sind allerdings keine leichten Zeiten, in die Jo Yong-woong im November 1944 hineingeboren wird. Das ehemalige Kaiserreich Korea, das seit 1910 eine japanische Kolonie ist, driftet nach der Kapitulation Japans zum Ende des Zweiten Weltkrieges in zwei Zonen auseinander: Im Norden üben die Sowjetunion und China, im Süden die USA erheblichen Einfluss aus. 1948 werden sich beide Seiten innerhalb von Wochen unabhängig erklären und die politische Macht über das gesamte Land reklamieren. Schon vorher verlassen viele den Norden Richtung Süden und setzen zu Hunderttausenden über den 38. Breitengrad\*, der de facto die Grenze markiert.

### Eine Familie auf der Flucht gen Süden

An der Westküste fliehen viele mit Booten, um sich in der Bucht von Incheon anzusiedeln. Wie Yong-woongs Mutter mit ihm und einem Onkel: Sie folgen dem Vater, der sich der neuen südkoreanischen Armee angeschlossen hat. Das wird eine längere, strapaziöse Reise entlang der Küste, wie man ihm später erzählt hat. „Unterwegs blieben wir zwei, drei Tage in einer Herberge, die von einer Familie betrieben wurde“, erzählt Jo Yong-woong, „in der Nähe des Strands. Ein Baby der Familie hatte Keuchhusten.“ Hier steckt sich der einjährige Junge an. Er wird noch länger an chronischen Atemwegsbeschwerden leiden: „Zu der Zeit war es schwierig, medizinische Hilfe zu bekommen und die Krankheit auszukurieren.“ Danach lebt die Familie in einem Vorort von Incheon. Aber was

\* siehe Glossar S. 312

heißt schon ‚Familie‘? Der Vater kommt ab jetzt kaum noch von der Armee nach Hause. „Er kümmerte sich nicht um seine Familie“, sagt Jo Yong-woong und winkt ab, „und Briefe schrieb er keine. Dazu war er zu beschäftigt.“ Also wächst der einzige Sohn bei seiner Mutter heran, die sich als Tagelöhnerin verdingt, längere Zeit in einer Textilfabrik. „Wir waren arm, nur habe ich das nicht so empfunden.“

Unterdessen bricht im Juni 1950 der Krieg zwischen Nord und Süd aus, der in den nächsten drei Jahren fast eine Million Soldaten und etwa drei Millionen Zivilisten töten wird. Dabei können die Nordkoreaner zunächst die Bucht von Incheon samt der dortigen Fabriken erobern – und damit sind Yong-woong und seine Eltern, nachdem sie den Norden schon verlassen hatten, plötzlich wieder unter nordkoreanischer Hoheit. 80 Tage lang bekommt Yong-woongs Mutter kein Geld, sondern nur karge Lebensmittelrationen als Lohn. Dann landen die Truppen der UN und der USA unter Führung von General Douglas MacArthur\* in der Bucht von Incheon und erobern diese in der ‚Operation Chromite‘\* zurück – eine historische Wende in der militärischen Auseinandersetzung.

„Ich hatte keine Ahnung, was in dem Krieg passierte“, sagt Jo Yong-woong. Der Fünfjährige bemerkt nur die Propaganda-Flugblätter, die eines Tages vom Himmel fallen, um den Vormarsch der UN-Streitkräfte anzukündigen. Und das Getöse schwerer Geschütze, mit denen Hunderte von US-Kriegsschiffen im September die vorgelagerte Insel Wölmi-do angriffen, während Kampfflugzeuge ihre Bomben abwarfen. Das sind „riesige Explosionen, wie lautes Donnern“, bei denen er sich mit seiner Mutter zu Hause unter der Decke verkriecht. Danach kommen Uniformierte in den Ort; sie fragen nach Unterstützern der Kommunisten und verteilen bunte Fahnen. Yong-woong bekommt alle drei: die von Südkorea, von den USA und den UN.

Damit winkt er bei der Militärparade, an die er sich zeitlebens erinnern wird. Die Menschen am Straßenrand jubeln der Fahrzeugkolonne zu, und auf dem Jeep an der Spitze sitzt ein Mann mit Sonnenbrille, der im Unterschied zu den anderen keinen Helm, sondern einen Hut trägt. Später wird er begreifen, dass es General MacArthur gewesen ist. Im Rückblick ist das für ihn „Glück im Unglück“, denn „ich wurde Zeuge eines historischen Ereignisses.“

### Ein Aufstieg aus prekären Verhältnissen

Das alte Wohnviertel mit den engen, um die Hügel gewundenen Straßen: Es wird das Ziel eines zweiten Abstechers, den Jo Yong-woong mit uns unternimmt. Dabei springt er aus dem Auto – der Motor läuft, die Türen stehen offen –, um schnellen Schritts voranzugehen; verschwindet in der einen Gasse und taucht aus der nächsten wieder auf. Aber die alten Häuser mit den traditionellen Ziegeldächern sind inzwischen meist durch Neubauten ersetzt worden. Das einstige Zuhause ist dazwischen einfach nicht zu finden.

„Es gab keine Erwachsenen“, fällt dem Routinier noch zu den Kriegszeiten ein. „Die Männer waren im Krieg, die Frauen arbeiteten in den Fabriken. Wir Kinder spielten einfach auf den Straßen.“

Und danach: gehörte Südkorea zu den ärmsten Ländern der Welt. Seine Mutter und er müssen sich mit eintöniger Ernährung abfinden; es gibt nur Reis,

Korea ist das letzte geteilte Land des Kalten Krieges. Die hermetisch abgeriegelte Grenze, 1945 auf der Potsdamer Konferenz mit dem Lineal gezogen – der Norden für die Sowjetunion, der Süden für die USA –, brachte trotz aller Bemühungen bisher nichts zu Fall. Gleichwohl hegen viele die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung. Dann konnten die Erfahrungen aus Deutschland von größtem Interesse sein.

Tofu, Sardinen und das Nationalgericht Kimchi. Jedes Kleidungsstück, jede Anschaffung für die Schule ist ein Problem. Da kommen die Initiativen von Save the Children gerade recht. Die Länderbüros aus USA, Kanada, Großbritannien und Schweden haben gleich nach Kriegsausbruch begonnen, Lebensmittel und Kleider, Medikamente und Schulmaterialien für koreanische Kinder zu sammeln – zunächst vor allem im eingeschlossenen Busan. Später lancieren sie das Patenschafts-Programm – das die wunderbare Freundschaft zwischen Jo Yong-woong und Mrs. Middaugh möglich gemacht hat.

## „Sie wollte, dass ich studiere“

Die Frau aus Nebraska hört auch nach ihrer Zeit als Patin nicht auf, ihren Schützling zu unterstützen – und ihm Briefe zu schreiben, die der Oberstufenschüler längst ohne Übersetzer versteht. „Sie wollte, dass ich studiere“, erinnert Yong-woong. Und: „Als ich mich endlich zum Studium der Veterinärmedizin entschloss, wusste sie zwar nicht viel darüber, spornte mich aber immer an. Ich zahlte meine Studiengebühren selbst, aber sie schickte manchmal Geld.“ Nur während seines Militärdienstes, den Jo Yong-woong zwischen 1967 und 1969 absolviert, ist der Kontakt unterbrochen: „Sie erlaubten mir nicht, frei zu schreiben, weil ich nahe der Grenze stationiert war.“ Genau in jener Zeit gibt das Tonbandgerät in der Obhut eines Cousins den Geist auf. Die interkontinentale Beziehung wird dennoch bald in neuen Briefen fortgesetzt, bis weit in die 1980er Jahre hinein. Zu einem persönlichen Treffen kommt es nie. Doch wer richtig zuhört, wenn Jo Yong-woong darüber spricht, erkennt schnell, dass hier auch so eine außergewöhnliche Begegnung stattgefunden hat.

Jo Yong-woong hat jedenfalls wieder Luft bekommen und konnte prosperieren, ähnlich wie das postmoderne Südkorea. Er arbeitet dort nach Studienabschluss für einen der weltgrößten Pharmakonzerne, avanciert über die Jahre zum Leiter der Bereiche Landwirtschaft und Tiermedizin. Außerdem wird er Mitglied des nationalen Verbandes für Veterinäre, betreut Rennpferde und lehrt an der National University von Seoul. Erreicht also viel mehr als man es dem kränklichen Kind aus kleinen Verhältnissen je zugetraut hätte. Und unterstützt bis heute selbst junge Leute – zum Beispiel, indem er ambitionierte Startup-Unternehmen in der Region berät.

Das kommt wohl davon, vermutet er, dass er selbst gefördert worden ist. Außerdem: Wer kann schon den ganzen Tag hindurch bloß aus der schönsten Glasfront hinausblicken, auf Reisfelder und Gewächshäuser? Sicher nicht Jo Yong-woong, so viel steht fest.

Ban Ki-moon

## Frühes Leid, spätes Glück

Die Geschichte in dieser Sammlung, die mich am meisten bewegt hat, ist jene von Jo Yong-woong, denn ich konnte einige Gemeinsamkeiten zwischen uns beiden feststellen. Wir wurden im selben Jahr geboren (1944), unsere beiden Leben waren zudem vom Koreakrieg und nach dessen Ende von der internationalen Solidarität und Friedensförderung geprägt.

In Korea herrschte damals ein erheblicher Mangel an grundlegenden Dingen des täglichen Bedarfs, das machte das Leben für die meisten von uns ziemlich schwierig. Internationale Organisationen stellten Hilfspakete mit Kleidung und Milchpulver zur Verfügung, auch Notizhefte, Stifte und Spielzeug waren dabei. Die UNESCO lieferte sogar Schulbücher, mit denen wir lernen konnten.

In Schulen, Kirchen und anderen offiziellen Gebäuden bekamen alle Koreanerinnen und Koreaner diese Pakete – ein Lichtblick in dunklen Zeiten. Jo Yong-woong hatte die Möglichkeit, an einem Förderprogramm von Save the Children teilzunehmen, und für seine Bildung wurde er von seiner Patin aus den USA langjährig unterstützt. Auch ich erfuhr die Großzügigkeit des amerikanischen Volkes, als ich mit 18 für einige Monate bei einer Gastfamilie in San Francisco wohnte.

Mit dem Trauma des Krieges und als Binnenflüchtling aufzuwachsen, hatte so gravierende Auswirkungen auf mein eigenes Leben wie auf das aller Kinder. Das menschliche Leid, das ich erlebt habe, als meine Familie aus unserem brennenden Zuhause floh, blieb immer ein Teil von mir und war auch während meiner Zeit als UN-Generalsekretär ein starker Antrieb. Während meiner Tätigkeit für die Vereinten Nationen lernte ich viele Kinder auf der ganzen Welt kennen, die aufgrund von Kriegen traumatisiert waren und Vertreibung erfahren hatten. Ihre Geschichten haben mich tiefgreifend beeinflusst, sie prägten meinen Einsatz für die internationale Zusammenarbeit und meine Solidarität mit all jenen, die für den Frieden tätig sind.

Wenn ich das Foto von Jo Yong-woong in Incheon betrachte, dem Ort seiner Kindheit, so überrascht es mich, wie sehr er mit seiner Umgebung und seinem Leben im Reinen ist. Es ist ein tröstlicher Gedanke, dass ein Kind, dessen Leben dem meinen so ähnelt, trotz dieser leidvollen Erinnerungen Frieden und Halt finden und sogar an den Ort seiner Kindheit zurückkehren konnte, den es einst verließ. Könnte ich doch dem Kind, dem kleinen Jungen Yong-woong, dieses Foto zeigen, um ihn wissen zu lassen, dass er wahres Glück finden wird.

Der ehemalige UN-Generalsekretär Ban Ki-moon hofft weiterhin auf Frieden für die koreanische Halbinsel. Einen Frieden, den das Kriegskind Jo Yong-woong in seinem Leben gefunden hat (Foto Seite 155).







Menschen gehen von Bord einer Fähre in Incheon. Möwen kreisen über dem Pier, immer und immer wieder.



An genau dieser Stelle landeten General MacArthurs Truppen während des Koreakrieges.





FEVER





An der Freiheitsbrücke in der demilitarisierten Zone darf ich nur geradeaus fotografieren.



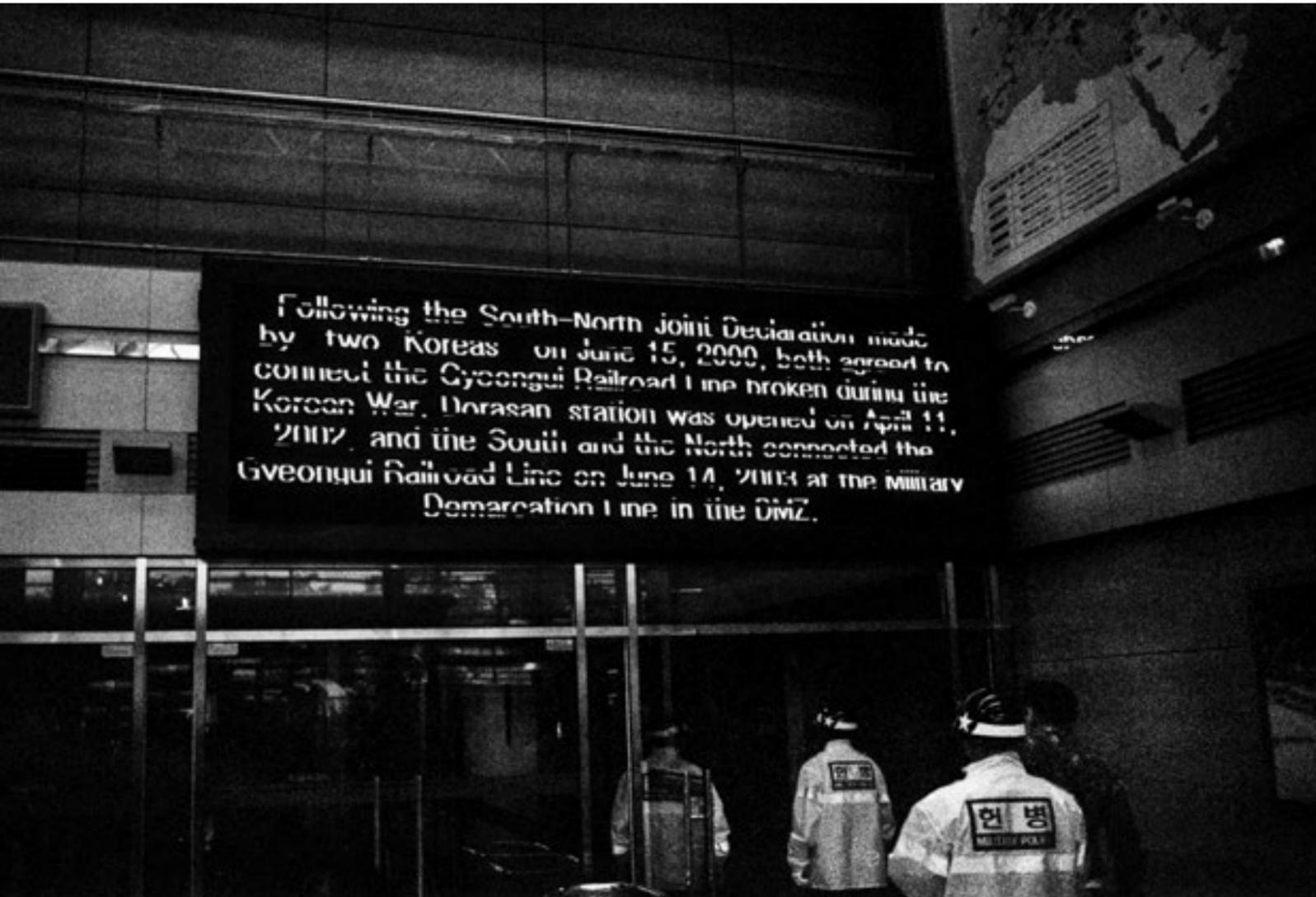
Die Grenze zu Nordkorea, wo Mr. Jo geboren wurde, liegt nur eine Busstunde von der Hauptstadt Seoul entfernt.





Nach all den Erzählungen über General MacArthur begegnen wir Mr. Jos Helden. Von einem Hügel aus blickt er strategisch über Incheon.







Restaurant

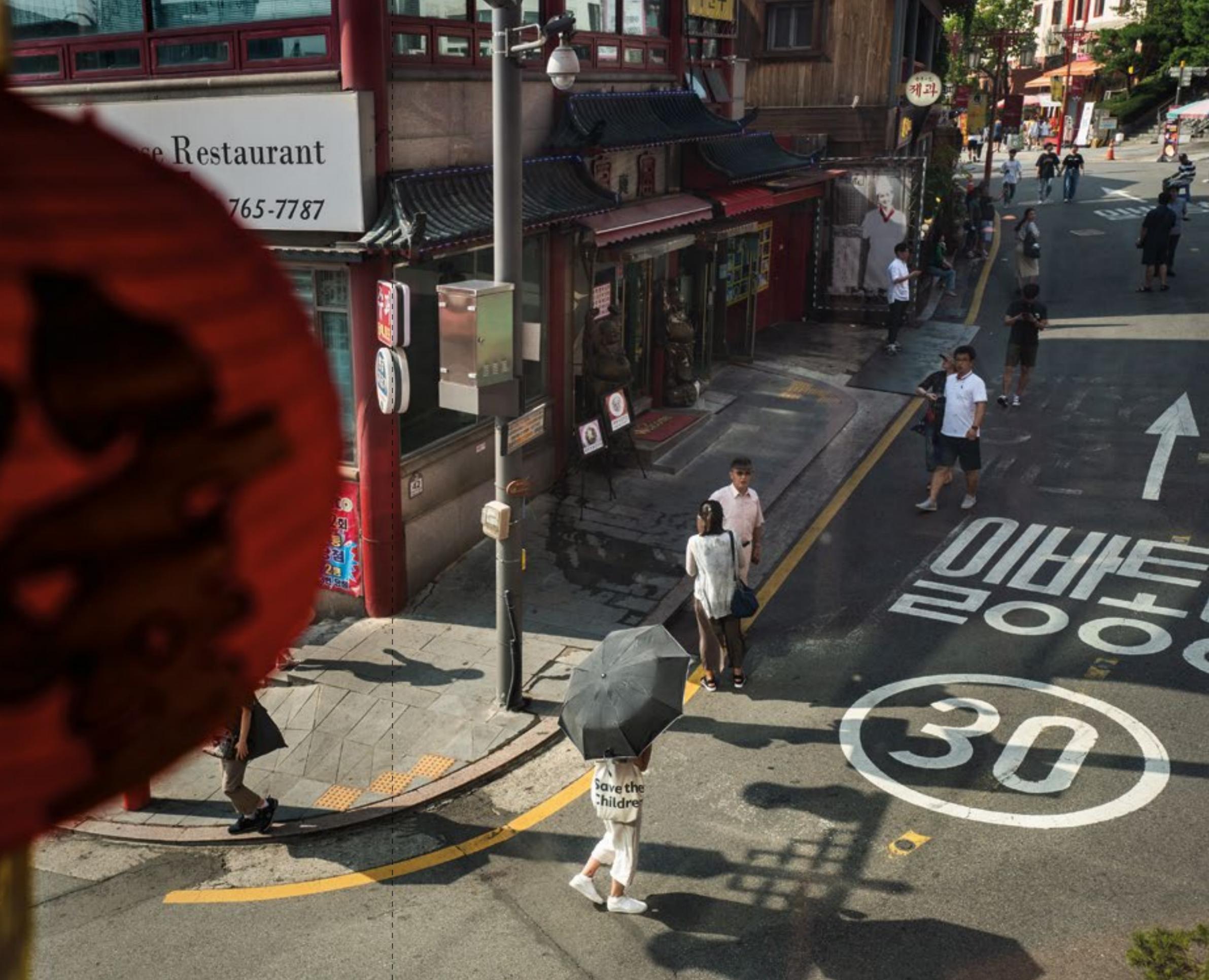
765-7787

계과

이해방  
통행

30

Save the  
Children





Theophilus Chukwuemeka Amadi, 54 Jahre

***„Wieder zu laufen  
machte Freude. Einen  
Schritt machen zu  
können. Ich lebte wieder“***

Theophilus Chukwuemeka Amadi war eines der Kinder mit den Hungerbäuchen, deren Bilder Ende der 1960er Jahre um die Welt gingen. Die Kinder litten unter schwerem Eiweißmangel – eine Folge des Biafrakrieges, in dem die Region systematisch von der Lebensmittelfuhr abgeschnitten wurde. Er überlebte als Dreijähriger nur, weil er Lebensmittel und Medikamente von Hilfsorganisationen erhielt. Sie versorgten damals Hunderttausende Menschen und retteten so Leben.

### Das innere Museum des Theophilus Chukwuemeka Amadi

Das Nationale Kriegsmuseum Nigerias im südöstlichen Umuahia hält nicht nur eine größere Sammlung von historischen Waffen, Uniformen und Porträts ranghoher Militärs und Staatsmänner vor. Es hat eine Sektion mit Dokumenten zum Krieg um die Autonomie der Region Biafra, die auch das Leid der Zivilbevölkerung zeigen. Dazu gehören jene Schwarz-Weiß-Fotos völlig ausgemergelter Kinder, die vor gut 50 Jahren für weltweites Entsetzen sorgten. Und immer wieder mal, wenn er Besucher an ihnen vorbeiführt, lässt Theophilus Chukwuemeka Amadi sie wissen, dass ihm das nicht fremd ist. Er sagt dann den Satz, der jeden aufmerken lässt. „Ich war eines von ihnen.“

## „Der Bürgerkrieg war keine gute Zeit. Ich mag die Vergangenheit nicht“

Der hagere Mittfünfziger, den Freunde und Familie nur Amadi nennen, hat nichts gegen die Kampfflugzeuge, Panzer und Raketenwerfer, die man bereits auf dem Weg zum Museum, von einem Hügel herab erblickt – zusammen mit einem von 11 Kriegsschiffen der biafrischen Flotte. Er möchte nur, dass seine Zuhörer in den nach Feuchtigkeit riechenden Räumen unterhalb des Freilichtbereichs ein bisschen mehr für sich mitnehmen als nur Spektakel.

Vor allem die Jüngeren, wie er betont: Sie sollen sehen, was damals geschehen ist und nie wieder geschehen soll. Dafür arbeitet er in erster Linie, seit das Museum 1985 seine Pforten öffnete – die Hose gebügelt, das Hemd immer frisch.

„Der Bürgerkrieg war keine gute Zeit“, sagt Theophilus Chukwuemeka Amadi mit gedämpfter Stimme, „für niemanden. Die wenige Zeit, die man zum Ausruhen hatte, sah man Luftangriffen zu. Ich mag die Vergangenheit nicht.“

Trotzdem ist sie jeden Tag wieder da, wenn der studierte Religionspädagoge und Museumsführer auf die gerahmten Fotos blickt. Etwa auf das von den vier Jungen mit den aufgeblähten Bäuchen, die völlig kraft- und mutlos wirken. Darin findet Amadi seine eigene Geschichte wieder, ob er will oder nicht: „Ich war etwa drei Jahre alt, als der Krieg begann, aber ich kann mich genau daran erinnern, wie Menschen wegliefen und sich vor Soldaten versteckten. Es gab nichts zu essen, viele wurden krank. Auch ich war betroffen. Ich hatte, was wir hier Kwashiorkor\* nennen. Meistens bedeutete das den Tod.“

### Kwashiorkor – fast ein Synonym für Tod

Kwashiorkor: Das ist ein schwerer Eiweißmangel in Folge von Mangelernährung, der sich durch Wasserödeme, also oft in Form sogenannter Hungerbäuche zeigt. Er wurde in dem von Juli 1967 bis Anfang 1970 geführten Sezessionskrieg bald zum augenfälligsten Beleg für einen eklatanten Notstand. Die Regierungstruppen des Vielvölkerstaates Nigeria hatten die Region Biafra\* durch ihre Bombardements sowie die Einnahme der Hafenstadt Port Harcourt 1968 von jedem Nachschub abgeschnitten. Die Auswirkungen der Hungerblockade verschärften sich dramatisch mit dem Zustrom Geflüchteter aus anderen Teilen

\* siehe Glossar  
S. 312

des Landes. So entwickelte sich eine humanitäre Katastrophe, die unterschiedlichen Schätzungen zufolge Hunderttausende, wenn nicht bis zu drei Millionen Menschenleben forderte.

Es ging um eine Gebietsreform, die den Angehörigen der vorwiegend christlichen Igbo\* im Gebiet um das Nigerdelta den Zugang zu den gerade entdeckten Ölfeldern abzuschneiden drohte. Sowie um einen jahrelang schwelenden Konflikt mit Putsch und Gegenputsch zwischen verschiedenen Religionen und Kulturen. Er kulminierte im Mai 1967, als der Militärgouverneur Biafras die von den Igbo dominierte Region zur unabhängigen Republik erklärte. In der Folge begann Nigerias Armee ab Juli, das Gebiet anzugreifen. Das steigerte sich bald zu einem nahezu pausenlosen Beschuss: Tagsüber wurde aus der Luft bombardiert, nachts rückten Bodentruppen mit Artillerie und Gewehren vor.

„Ich kann mich an den Lichtschweif der Kugeln erinnern, die durch die Luft flogen“, erzählt Amadi und malt mit den Händen kleine Explosionen in die Luft. Sie gehören zum Bestand seines inneren Museums, das der leitende Angestellte und vierfache Vater immer mit sich führt. Auf Schritt und Tritt.

## „Die Schwestern meines Vaters sagten, sie könnten mich nicht sterben sehen“

Theophilus Chukwuemeka Amadi wird 1965 in Ibadan geboren, einer Millionenstadt im Zentrum Nigerias. Er ist der ganze Stolz seiner 16-jährigen Mutter und eines deutlich älteren Vaters, der mit seiner ersten Frau kinderlos blieb. Mit den ersten Vertreibungen und Massakern an den Igbo flüchtet die Familie nach Südosten, in das Heimatdorf des Vaters nahe der Kleinstadt Nekede. Der Konflikt kommt ihnen jedoch sehr bald hinterher.

„Mein Vater kämpfte nicht“, erklärt Amadi, „er reiste als Beamter in der ganzen Republik Biafra umher, um die Gehälter für Angestellte der Regierung auszuzahlen. Während eines Luftangriffs traf das Feuer einmal einen Baum vor ihm, der fiel um und auf sein Fahrrad. Er selbst kam ohne Verletzungen davon.“

### Eidechsen, Eiweiß und eine Luftbrücke

Sein Erstgeborener hat weniger Glück, er leidet unter Kwashiorkor. Doch die Familie hält zusammen, um Amadis Leben gegen alle Wahrscheinlichkeit zu retten. Ein Onkel trägt ihn in einer umkämpften Nacht auf den Schultern in einen anderen Vorort von Nekede. Dort kümmern sich neben der überforderten Mutter noch mehrere Tanten um ihn, und dort kommen Lebensmittel wie Medikamente an, die das Internationale Rote Kreuz, der Weltkirchenrat und die International Union for Child Welfare (IUCW)\*, also der damalige internationale Arm von Save the Children, zur Verfügung stellen. Sie werden mit Flugzeugen in die Region gebracht, die von vorgelagerten Inseln aus starten und im Schutze der Dunkelheit auf einem improvisierten Rollfeld landen.

„Die Schwestern meines Vaters sagten, sie könnten mich nicht sterben sehen“, erzählt Theophilus Chukwuemeka Amadi. „Sie taten, was sie konnten, und brach-

Die drastischen Aufnahmen von Kindern mit Hungerbäuchen und traurigen Augen entfachten eine Kontroverse um die Macht der Bilder in Krisen und Konflikten. Seitdem ringen Hilfsorganisationen um eine bessere Bilderpolitik. 2017 unternahm Save the Children die wegweisende Studie „The People in the Pictures“, um die Debatte um eine zentrale Perspektive zu erweitern: Erstmals wurden die Fotografierten selbst systematisch und umfassend befragt.

ten mich zur medizinischen Versorgung in die Grundschule der baptistischen\* Kirche. Dort waren Helfer, die Dinge wie Reis verteilten. Ohne sie hätte ich nicht überlebt.“ Außerdem waren da noch die anderen Kinder im Ort: „Sie fingen Eidechsen, die dann für mich zubereitet wurden. Es war Fleisch, es war Eiweiß. Ich mochte es!“

So eine Familie, so eine Gegend muss man gesehen haben. Also macht Theophilus Chukwuemeka Amadi mit uns die gut zweistündige Fahrt in die alte Heimat. Er hat Hemd und Hose gegen einen traditionellen Anzug in knalligen Farben eingetauscht und trägt frisch polierte Schuhe. In diesem Staat dirigiert er den Fahrer des Geländewagens durch die saftig grüne Landschaft, die während der Regenzeit nur so vor Leben strotzt; dazwischen Dörfer und Märkte. Es wird eine holprige Tour über Schlaglöcher, die sich im einsetzenden Regen schnell mit Wasser füllen. Immer wieder mal setzt das Auto mit dem Unterboden auf der Piste auf und lässt den Fahrer lauthals fluchen.

Noch eine Brücke, noch ein Hügel, dann ist der Heimatort nahe Nekede erreicht, und Amadi fällt seiner strahlenden Mutter vor dem Haus in die Arme.

Nur wenig Licht dringt durch Tür und Fenster in das geräumige Wohnzimmer, wo eine halbe Großfamilie auf bequemen Polstermöbeln sitzt. Strom ist gerade nicht verfügbar, das ist in dieser Region keine Seltenheit. Während des Krieges gab es gleichwohl größere Probleme, wie die Mutter erinnert: „Es gab kein Essen zu kaufen, auch heimische Produkte waren schwer zu kriegen.“ Umso wichtiger waren die Hilfsgüter, die sie erhielten; zum Beispiel Stockfisch, der auch Salz hergibt, „es gab ja kein Salz“. Irgendwann aber konnten sie wegen der Luftangriffe nicht mehr im Dorf bleiben, wie Amadis Onkel beteuert: „Wir gingen in den Wald, hoben Gräben aus und blieben da über Nacht.“

## **„Lass uns über die Lebenden sprechen, nicht über die Toten“**

Und Amadi? Der sei schon als Kind eher ruhig und überlegt gewesen, wie die Mutter erinnert – einer, der nie Streit gesucht habe. Sie hat damals zwei Söhne zur Welt gebracht, von denen einer sehr früh gestorben ist, und zwar an Kwashiorkor. Diesen jüngeren Bruder hat Theophilus Chukwuemeka Amadi uns gegenüber bisher nie erwähnt; er mag sich auch kaum noch an ihn erinnern. „Lass uns über die Lebenden sprechen“, wird er auf der Rückfahrt in seiner ruhigen, aber eindringlichen Art sagen, „nicht über die Toten.“

### **Fester Glaube, feste Zuversicht**

Einen Tag darauf nimmt er seine ausländischen Gäste in die Streams of Joy Church in Umuahia mit, zusammen mit seiner Frau und den vier Kindern. Es ist die vierte von sechs Sonntagsmessen in dem jungen Gebäude der reformierten Kirche. Hunderte festlich gekleideter Menschen drängen sich bis auf den letzten Plastikstuhl, lesen Lied- und Predigttexte auf einer Kinoleinwand mit und lassen

sich vom Chor mitreißen, den gelegentlich auch ein Rapper verstärkt. Singen und tanzen, jubeln und beten: Alles wird gemeinsam getan. Hier ist Amadi jeden Sonntag mit seiner Familie zu finden. Sein unerschütterlicher Glaube hat sicher auch mit Kwashiorkor und den schwereren Zeiten seiner Kindheit zu tun: „Die meisten meinten ‚wir werden dich verlieren‘, doch Gott rettete mich – durch die Missionare, durch die Helfer.“

## **„Ich will sie wissen lassen, dass die Zukunft in ihren Händen liegt“**

Nun aber lädt der stolze Familienvater in seinem Hause zu Hähncheneintopf mit Reis. Die größeren Söhne, sieben und fünf Jahre alt, können im Wohnzimmer kaum stillsitzen. Die einjährigen Zwillinge, ein Mädchen und ein Junge, werden zwischen Sofa und Sesseln herumgereicht. Ihr Vater nimmt sich als Letzter ein paar Bissen, verteilt das Übrige an seine Kinder – und rutscht dabei in Gedanken noch einmal ins innere Museum: „Als ich damals zu Kräften kam, begann ich zunächst zu krabbeln, dann zu gehen und irgendwann zu laufen. Schon das machte Freude: einen Schritt machen zu können. Ich lebte wieder!“

Theophilus Chukwuemeka Amadi ist also nicht verloren gegangen. Er konnte nach dem Krieg die Schule besuchen, weil ihn Onkel und Tanten zusammen mit Ärzten und Helfern, aus Nigeria wie aus dem Ausland, wieder auf die Beine brachten. Das hat nicht zuletzt mit dem Engagement internationaler Organisationen zu tun, die ihre Hilfsprogramme bis zum Ende des Bürgerkrieges aufrechterhielten – und häufig auch darüber hinaus. Er konnte Religionspädagogik studieren und später der Mann werden, der mit Wissen und Argumenten und eigenen Erfahrungen seine Zuhörer erreicht. Im Kriegsmuseum, in der Nachbarschaft, im eigenen Haus.

Heute bezeichnet er es als sein wichtigstes Ziel, seine Kinder allesamt zu guten, moralisch aufrechten Menschen zu erziehen. „Ich will sie wissen lassen, dass die Zukunft in ihren Händen liegt“, betont er mit Nachdruck. Und: „Wie auch immer sie ihr Leben leben wollen – solange sie damit glücklich sind, bin ich es auch.“

Wole Soyinka

## Das Kind vor einem Spiegel aus Fremden

Als ob niemals Du hier gewesen wärst,  
als ob vergessen Du hättest, dass Du warst,  
was wir sind. Doch Du, selbstverräterisch,  
errichtest Mauern der Taubheit, dass Du nicht hörst  
die Klagen der Unschuld. Als ob die Welt,  
die Du lehrtest, ihre Achse verlor und sich nicht mehr drehte.

Als ob vergessen Du hättest, dass verzückt Du besahst  
im Tanz der Blätter auf des Flusses Strömungen  
Dein Abbild, das in ihren Tiefen zittert. Als ob  
gerannt Du niemals wärst, Deinem Schatten zu entkommen.  
Als ob nie zugewinkt Du hättest den Gestalten der Legende –  
Monstern, Helden, die sich aus Wolken formen.

Als ob mit Unterschieden jemals Du getändelt hättest  
unter Deinesgleichen, beim ersten arglosen Blick.  
Bis zuzwinkert Dir das Erkennen und Worte wispert der Andersartigkeit –  
*Heide, Habenichts, dreckig, Abschaum* – gestern noch  
Partner im Possenreißen, verbannt jetzt aus der Nähe –  
fürderhin Feinde aus dem Weltall, nicht-menschlich.

Als ob Deine Arme, drohengestählt oder verwaist,  
je gezwungen wurden, schwere Waffen zu wiegen,  
die Sinne verschmolzen zu Todesbefehlen. Als ob  
Deine Schultern je sich krümmten unter abnormen Lasten,  
einen Hungerlohn zu verdienen und eine Nacht im Elendsquartier,  
wo die Sonne ganz und gar eine Fremde ist. Als ob

ein Kind nicht wäre das nicht eingetragene Erbe  
der Zeit, der einen immerwährenden Jahreszeit. Als ob  
meine Gegenwart nicht abbilden könnte, was Du warst,  
gespiegelt in vertrauensvollen Gesichtern – wie die Welt,  
selbst ein vertrauender Planet, eine Ewigkeit,  
die sich in Menschenhänden dreht – als ob, als ob

Kindheit aus der Mode wäre. Als ob, als ob ...

Was sieht das Kind im Spiegel? Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka überließ uns sein Gänsehautgedicht, das er 2019 zum 30. Jubiläum der UN-Kinderrechtskonvention schrieb, deren ‚Urtext‘ die Gründerin von Save the Children schon 1923 verfasste.







Gleich am ersten Tag führt uns Amadi durch das Kriegsmuseum.



So habe ich damals auch ausgesehen, sagt er.



Wir folgen Amadi auf seiner Reise in die Vergangenheit.



Viele, die ihn als Kind kannten, sind überrascht, wenn sie ihn nach all den Jahren wiedersehen.



Sie dachten, er hätte nicht überlebt.

Das Haus von Amadis Mutter hat kein fließendes Wasser, keinen Strom. Licht machen wir mit unseren Handys.





Wir begleiten Amadi zum Gottesdienst, danach ein letzter Besuch bei ihm zu Hause. Der Abschied fällt schwer.





José, 17 Jahre

***„Ich wurde angeschossen,  
weil sie dachten, ich sei  
ihr Feind“***

José David Ríos wuchs im Südwesten Kolumbiens auf. Die Menschen leben hier überwiegend von Koka-Anbau und Drogenhandel. Der Konflikt zwischen Regierung, der Rebellenarmee FARC und Paramilitärs bestimmte schon früh Josés Kindheit. Mit knapp neun Jahren geriet er ins Kreuzfeuer, Kugeln trafen ihn an beiden Beinen und am Arm. Lange Zeit konnte José nicht mit seinen Gefühlen umgehen, Angst und Wut beherrschten ihn. Seit er ein Jugendprogramm von Save the Children Kolumbien besuchte, geht es ihm besser.

### José David Ríos – Grenzerfahrung in Kolumbien

Was ihm am besten gefallen hat, als er ein quirliger, weitgehend unbedarfter Junge war? Die Nachmittage natürlich, sagt José David Ríos, „das war die Belohnung nach der Arbeit auf dem Feld“. Dann sprangen seine Freunde und er in den Rio Tapaje, schwammen um die Wette oder veranstalteten am Ufer Schlamm-schlachten. An anderen Tagen griffen sie einander mit Holzgewehren an und wichen Kugeln aus, die nur sie sehen konnten. Wie Jean-Claude van Damme, Jackie Chan und andere coole Actionhelden.

Wirklich unbeschwert ist der heute 17-Jährige, dessen Namen wir geändert haben, trotzdem nicht aufgewachsen. Dafür liefen in seinem Heimatort im Südwesten Kolumbiens zu viele Männer mit Schusswaffen herum, wie er sagt, mit und ohne Uniform. Und dafür hat es einfach auch zu oft geknallt. Wie das nun mal so ist in einer Region, wo sich Regierungstruppen und Rebellen, Narcos\* und Paramilitärs\* seit über 50 Jahren einen erbitterten, gewaltsamen Konflikt liefern.

„Es war normal für uns, immer wieder das Haus zu verlassen wegen der Kämpfe zwischen den Gruppen“, erzählt José. „Es war normal, auf der Straße Schießereien zu hören. Und es war normal, dass Soldaten der Regierung hinter unseren Häusern am Flussufer Stellung bezogen. Die Bevölkerung war für sie ein Schutzschild.“

Es macht einen Unterschied, ob die Kugeln durch einen Film fliegen oder durch die Luft, die einer einatmet. Und der ist gewaltig.

Hineingeboren: Das ist das Los aller Kinder, Mädchen und Jungen, die in dieser Region im äußersten Südwesten Kolumbiens aufwachsen, an der Grenze zu Ecuador, wo der Tapaje in den Pazifik fließt. Hier stehen die Kokaplantagen\*, aus denen Kokain für den weltweiten Konsum gewonnen wird, dicht an dicht. Hier wird der Stoff gleich auf den Weg gebracht, durch unzählige Flüsse und Kanäle hindurch bis ans Meer. Und hier muss eine Hilfsorganisation ansetzen, wenn sie Heranwachsende darin bestärken will, einen anderen, selbstbestimmten Weg jenseits von Drogen und Gewalt zu gehen.

## „Auf der Plantage zu helfen, war mein Leben“

Save the Children wurde in Kolumbien 1985 aktiv, um nach einem Vulkanausbruch Katastrophenhilfe zu leisten. Seit der Einrichtung eines Länderbüros 1991 wurden inzwischen über zwei Millionen Kinder und Jugendliche in Sachen Nothilfe und Katastrophenschutz, Bildung und Beteiligung am öffentlichen Leben unterstützt. Mit PACO (Participation and Communication Project)\* wurde ein Mentoren-Programm für Heranwachsende aufgelegt, die zwischen allen Fronten stehen. Das informiert sie über ihre Rechte und Möglichkeiten und bestärkt sie nachhaltig darin, sich sozial zu engagieren. So wie José David Ríos mit seiner Clique. „Ich war lange frustriert, weil ich dachte, dass ich nichts tun

\* siehe Glossar S. 313

könnte“, sagt er mit einigem Abstand – nicht mehr in seinem Heimatort, sondern in einer Kleinstadt im Departamento Cauca, wo er inzwischen mit mehreren Geschwistern bei der Mutter lebt. „Heute ist das anders. Weil ich weiß, dass Veränderung möglich ist, dass Menschen etwas tun können.“

### Koka ist überall

Der Spross einer vielköpfigen Familie ist gerade vier, als er das erste Mal vom Vater auf dessen Kokapflanzung mitgenommen wird, um dort zu helfen. Er wird angelernt, Blätter zu pflücken und Kurier zu spielen, wenn etwas fehlt – Werkzeuge, Getränke. „Ich sollte fortsetzen, was mein Vater tat, und lernte, Teil davon zu sein“, erklärt José. „Auf der Plantage zu helfen, war mein Leben.“ Dass er dadurch nur sporadisch zur Schule gehen kann, stört später niemanden. Viel Unterricht ist ohnehin nicht, die wenigen Lehrer müssen durch etliche Ortschaften ziehen.

Das Schulgebäude ist aber die erste Zuflucht für José's Familie und viele andere, wenn im Dorf wieder mal geschossen wird. Die Regierung führt eine Dauerfehde gegen die Rebellen der Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia (FARC)\* um die Kontrolle über die Anbaugelände; oft harren die Menschen stundenlang aus, bis die Gefechte vorüber sind. Beim ersten Mal habe er noch große Angst gehabt, als es knallte, so José; mit der Zeit eigneten sich dann auch die Jüngsten eine gewisse Routine an, um das alles auszuhalten – die Gewalt, den Lärm und die Unsicherheit darüber, was da draußen vor sich geht.

## „Als ich angeschossen wurde, schrie ich nach meinem Vater. Da hörten die Schüsse plötzlich auf“

Im Jahr 2008 erreichen die Auseinandersetzungen jedoch eine neue Dimension. Die kolumbianische Armee werfe nun Bomben aus der Luft ab, heißt es, die nicht nur FARC-Rebellen, sondern auch Zivilisten töten. Der knapp Achtjährige wird eines umkämpften Nachmittags Zeuge, wie ein Sprengsatz im Nacken eines Uniformierten explodiert: „Es ist das Schlimmste, was ich je in meinem Leben gesehen habe. Ich konnte nicht reagieren, war wie gelähmt. Als ich wieder zu mir kam, begann ich zu rennen.“

José rennt erst zur Schule, dann nach Hause. Die Gefechte dauern jedoch bis zur Dunkelheit an, weshalb die meisten im Dorf beschließen, sich abzusetzen. Also hastet nun die gesamte Familie los, ans Wasser, „alle wollten auf ein Boot“. José versteckt sich erst unter einem Pier und später mit allen in der Schule, weil nun auch am Wasser geschossen wird. Irgendwo bei diesem Hin und Her müssen ihn jedoch Kugeln gestreift haben, denn er hat drei offene Wunden: allein zwei am Bein und eine an der Schulter. Der Junge hat höllische Schmerzen.

„Sie konnten nicht erkennen, dass wir Zivilisten waren“, so José, „und ich konnte mein Bein nicht mehr bewegen. Als ich merkte, dass ich angeschossen war, schrie ich nach meinem Vater. Da hörten die Schüsse plötzlich auf.“

### Grausame Bilanz eines Tages

Am Ende dieses furchtbaren Tages hat José einen Cousin verloren; einem zweiten werden wegen seiner schweren Verletzungen an der Hand zwei Finger amputiert. Er selbst muss wegen der Schusswunden eine schmerzhafte, stundenlange Bootsfahrt ins Krankenhaus von Tumaco überstehen. Die Wunden können versorgt werden, aber die traumatischen Erlebnisse verfolgen ihn bis heute.

„Ich fühlte mich ängstlich, zitterte oft und versteckte mich, wollte nicht noch mal angeschossen werden. Viele machten sich darüber lustig, aber meine Tante war wie eine Mutter zu mir. Sie nahm mich in den Arm, wenn es wieder so weit war, und sagte, dass alles in Ordnung wäre.“

Doch die Gefahr für Zivilisten blieb, für José, für seine Familie, für seine Freunde. Auch als er später – nach der Trennung der Eltern – zunächst mit seinen älteren Geschwistern zum Vater zieht, dann wieder zur Mutter zurückkehrt, bleibt der Alltag lebensgefährlich. Die Nachbarn und die Leute im Laden um die Ecke, alle tragen eine Waffe bei sich; fast täglich gibt es Schießereien. Doch irgendwann kippt die Angst in Wut um. José ist plötzlich nicht mehr der nette Klassenprimus: „Ich begann Streit mit anderen, war auf der Suche nach Konflikten. Und weil ich in der Schule nicht mehr aufpasste, verlor ich zwei Jahre.“

## „Vorher dachte ich, wie fast alle, dass Männer über Frauen stehen“

An diesem Punkt hätte er, wie so viele, abgleiten können, hinein in den Kult der Banden um Geltung, Gewalt und ‚la droga‘. Ein cleverer Junge, wie seine Mutter Alicia später schildert, der sich nur zu gern in Gruppen einbringe. Gruppen, die eine Richtung, eine Identität vorgeben. Stattdessen wird der Teenager von einem Lehrer für das lokale PACO-Projekt von Save the Children empfohlen. Das leitet die Wende ein, denn hier ist auf einmal ein ganz anderes Angebot, eines, das ihn fordert.

„Normalerweise passierte nie etwas, wenn Leute in unserer Schule auftauchten und von Aktivitäten sprachen“, erzählt er, „darum war ich zunächst skeptisch.“ Aber nun wird geliefert, und es gefällt ihm von Anfang an.

José David Ríos hört zu, wenn unter dem Motto ‚Yo participo, yo comunico‘ – Ich nehme teil, ich kommuniziere – über die Rechte von Minderjährigen gesprochen wird und über die Chance, einen eigenen Standpunkt zu beziehen. Er lernt zu diskutieren sowie vor und hinter einer Kamera zu agieren – für gemeinsame Beiträge, die sie auf YouTube einstellen. Dabei findet er Freunde und lernt, Mädchen und Frauen zu akzeptieren.

### Anstoß und Veränderung

„Vorher dachte ich, wie fast alle, dass Männer über Frauen stehen. Als ich dann begriff, dass wir alle gleich sind, hat das auch die Beziehungen zu meinen Freunden und zu meiner Familie verändert.“

Familie: Das ist das, was José am Ufer eines Nebenflusses in seinem Ort umfängt, sobald er eines der Häuser aus breiten Holzplatten und Wellblech erreicht. Dort ist mit einer grünen Plastikplane ein Zimmer für ihn und die Geschwister abgeteilt. Der Weg zum Haus führt über ausgebesserte Straßen, kleine Pfade und hölzerne Stege. Der ganze Ort ist, wie auch das Haus der Familie, praktisch nur per Boot und aus der Luft erreichbar. Das prädestiniert ihn geradezu zum Schauplatz krimineller Aktivitäten.

„Das Bett hat er selbst gebaut“, betont Mama Alicia, die zur Begrüßung mit einem Tablett voller Erdbeershakes erscheint. Jeden Morgen, bevor er in die Schule geht, begleitet José seine Mutter in die Stadt, wo sie dann ihren kleinen Stand mit Snacks einrichtet. Eine tapfere Frau, die gewohnt ist, sich durchzukämpfen.

Und Freunde? Das sind jetzt vor allem Leute aus dem Projekt, mit denen José gern durch die Gegend streift. Nur in die Region, in der sein Vater lebt, möchte José gerade nicht. Dort habe eine bewaffnete Guerillagruppe das Kommando übernommen, erklärt er; Besucher sind bis auf weiteres unerwünscht.

Denn trotz des Friedensabkommens geht der bewaffnete Konflikt weiter, genau wie die Rivalität um die Kokafelder. Splittergruppen, FARC-Dissidenten und Narcos bekämpfen sich in dem Machtvakuum, das nach dem Rückzug der FARC entstand.

Viele der hiesigen Anbauflächen sind vor Jahren durch Chemikalien zerstört worden, die Flugzeuge der Regierung versprühten. José's Vater ist darüber vom selbstständigen Kokabauern zum Tagelöhner geworden, der sich auf anderen Plantagen verdingt – und alles verkaufen musste, um zu überleben. „Er hat immer im Koka-Anbau gearbeitet“, sagt sein Sohn, „etwas anderes gibt es da nicht. Es ist nicht leicht für ihn.“

Bezahlen müssen aber auch die Jüngsten in Kolumbien. Sie sind die Augenzeugen, die Mitbetroffenen und die Vernachlässigten im schwelenden Konflikt, und sie werden oft genauso heimatlos: Von geschätzt sieben Millionen Binnenflüchtlingen in über 50 Konfliktjahren sind etwa 2,3 Millionen Kinder. Ihnen entgeht in aller Regel auch Bildung und Teilhabe, und das kann kaum das richtige Konzept für Kolumbiens Zukunft sein.

Und die Zukunft von José David Ríos?

## „Mein Selbstbewusstsein ist gewachsen“

Das PACO-Projekt ist hier vor Ort inzwischen beendet, doch die Jugendgruppe, die sich da gebildet hat, ist zusammengeblieben. Sie wird heute von José und seinen Freunden geleitet, die ihre Erfahrungen daraus an Jüngere weitergeben wollen, als echte Vorbilder. Auch wenn es immer wieder Momente gibt, wo er für sich sein muss, die Gruppe nicht aushält und gelegentlich aggressiv wird. Aber mittlerweile hat er ein Gespür für seine Stimmungen. Er kann sich lesen, hat gelernt, mit seinen Schwankungen umzugehen. „Mein Selbstbewusstsein ist gewachsen“, betont der 17-Jährige heute.

Kolumbien, Korea, Kambodscha, das Baskenland oder Bangladesch: Flüsse spielen in Kriegen oft eine tragende Rolle. Für die einen sind sie das rettende Ufer, für die anderen das nasse Grab. Flüsse transportieren Waffen und Drogen, markieren Grenzen. Und sie rufen Erinnerungen wach. In diesem Buch sind sie daher ein wiederkehrendes Motiv.

Aber wohin werden ihn diese Erfahrungen führen? Er selbst sagt, er möchte seinen Ort verlassen, um woanders vielleicht Jura zu studieren, „dann könnte ich den Menschen hier helfen, etwas zu verändern. Sonst möchte ich Journalist werden, oder auch Politiker. Aber ja, ich weiß, dass das schwierig ist.“

Mayte Carrasco und Marcel Mettelsiefen

## Im Nebel zwischen gestern und morgen

Auf unseren Reisen um die Welt haben wir beide gesehen, dass Armut und Herkunft die beiden Dinge sind, die wir uns nicht aussuchen können. Das Schicksal ist ein Tyrann, es wirft ein Kind in eine Lebenswirklichkeit hinein, ohne dass es sich wehren kann.

Der kleine José wuchs dort auf, wo der Fluss Tapaje malerisch in den Pazifischen Ozean fließt. Erst später wurde ihm klar, dass Kindheit in seiner Heimat ein Traum ist, aus dessen schönen Schwaden einen das Getöse des Kreuzfeuers reißt – Schusssalven der Erwachsenen. Als wären Minen, Kugeln und Entführungen, Vergewaltigungen und Begräbnisse das Normalste der Welt. Gewalt war damals so allgegenwärtig, als sei sie ein Teil der Landschaft. Sie war immer da, wie ein Baum mit faulenden Wurzeln, seit mehr als 50 Jahren genährt von einem ewigen Zufluss aus Grauen und Blut.

Auf dem Polaroid-Foto aus seiner Kindheit erahnen wir einen glücklichen Moment familiärer Intimität, umgeben von wilder Natur und scheinbarer Sorglosigkeit. Die Mutter lächelt ihre Kinder stolz an, ermutigt sie, in ihrer Sonntagskleidung für das Bild zu posieren. Als die Kinder unschuldig in die Kamera schauen, ahnen sie nicht, dass ihnen vermutlich nur zwei Wege offenstehen: Kämpfer oder Kokabauer zu werden. Das alte Bild stammt aus einer Zeit, als FARC-Kämpfer, Paramilitärs oder Soldaten der kolumbianischen Armee Zivilisten skrupellos als menschliche Schutzschilde benutzten. Frauen wurden sexuell missbraucht, Kinder waren nur dann etwas wert, wenn sie eine Waffe halten konnten.

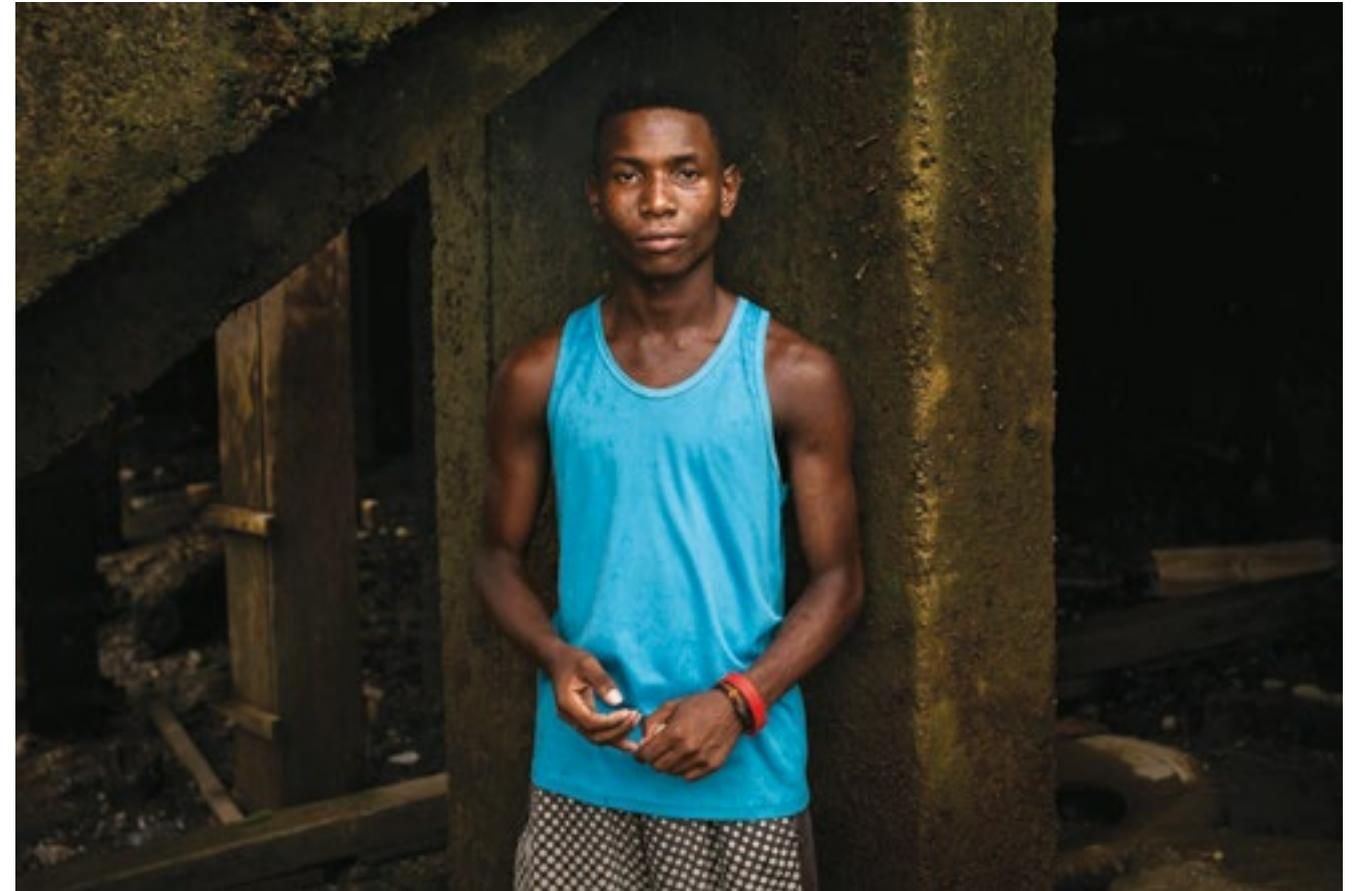
Zwischen diesem Familienfoto und dem nächsten Bild, das José ausgelassen mit seinen Freunden zeigt, klafft eine weiße Fläche – Platz für die harte Realität.

Wir sehen nicht, wie José jäh aus seinem Kindheitstraum erwacht, als er mit neun Jahren in eine Schießerei gerät. Als der Bleiregen ihn daran erinnert, wo er geboren wurde, wo sein Platz in der Gesellschaft ist, heranwachsend inmitten düsterer Narrative und eines eingefleischten Machismo.

Und doch gelingt es ihm, den Hass zu überwinden, schlechte Einflüsse abzustreifen, sich von seinem tyrannischen Schicksal zu befreien. Die Freude und Fröhlichkeit, die das zweite Bild spüren lässt, hat gewiss auch mit dem Friedensabkommen zwischen der FARC und der Regierung 2016 zu tun. Ein Hauch Versöhnung liegt in der Luft, den heute einige hinwegfegen wollen.

Der 17-jährige José lacht hoffnungsvoll. Das lässt uns davon träumen, Tausende von kolumbianischen Kindern der Armut zu entreißen, sie vor einer Rückkehr zu dieser grundlosen Gewalt zu bewahren, vor einer Kindheit voller Nebelschwaden und Kugelhagel.

Mayte Carrasco und Marcel Mettelsiefen sind Kriegsreporter und Eltern einer Tochter. Das Schicksal von Kindern in Konfliktregionen greifen sie in vielen ihrer Filme auf. Dass das Herz der beiden spanischen Muttersprachler besonders für die Opfer des kolumbianischen Bürgerkriegs schlägt, zeigt ihre Reflexion über zwei Bilder der Story von José auf Seite 212 und 213.





Ich bin völlig durchnässt, sitze vorne auf dem Boot. José schützt sich mit einer Plastikplane



vor dem Regen und streckt nur manchmal seinen Kopf heraus.



Sein Leben spielte sich schon immer am Fluss ab. Schon bevor er als kleiner Junge angeschossen wurde.







Wir trinken Milchshakes, die Mama Alicia gemacht hat.



Ein paar Zeilen, mit dunklem Stift auf die Holzwand geschrieben, erinnern José und seine Mutter an den Todestag seines Bruders.

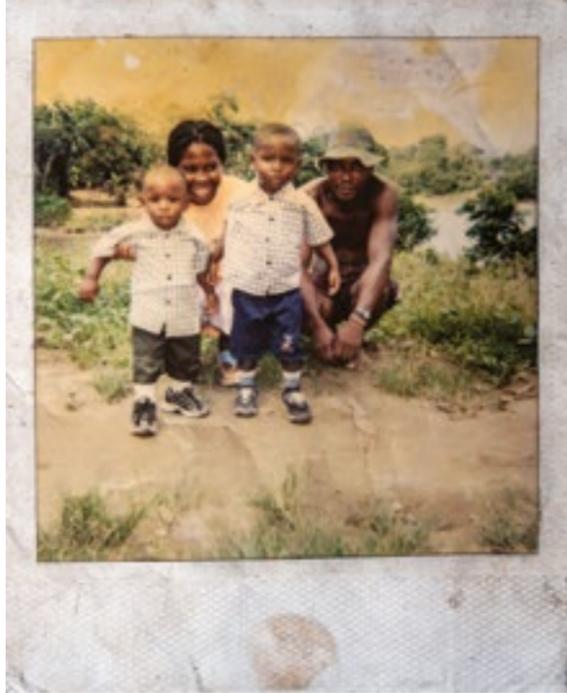




Die Kirche ist verschlossen. Die Jungs und ich schieben unsere Köpfe neugierig durch das Tor. Stille.

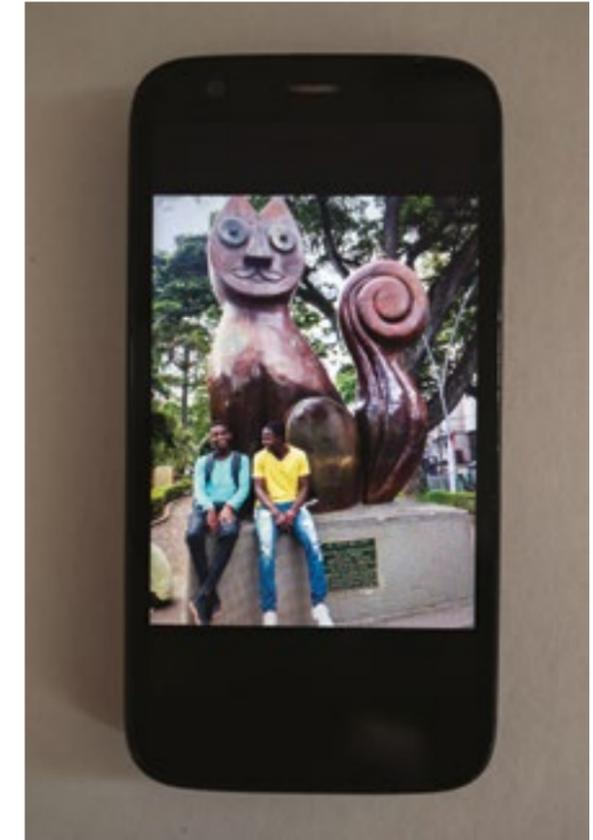
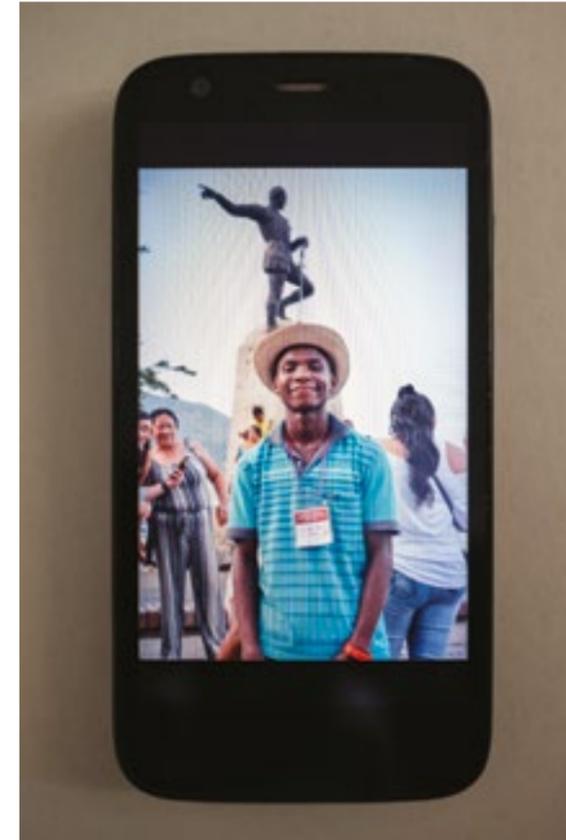








Die Freunde teilen über eine Chat-Gruppe alles miteinander.



Beim Sightseeing in der nächsten größeren Stadt sprechen wir mit einer Übersetzungs-App über Kameras, Musik und Mädchen.



José ist wie ein ‚Bandleader‘. Doch immer wieder zieht er sich in sein inneres Refugium zurück – und träumt.





Evelyne Brix, 86 Jahre

***„Sie hätten uns nicht  
helfen müssen, wir  
waren doch der Feind“***

Evelyne Brix hat Berlin nur einmal in ihrem Leben für längere Zeit verlassen. Das war 1943, als unzählige Kinder vor den Bombenangriffen evakuiert wurden. Sie war damals 11 Jahre alt. Ihre ganze Schulklasse kam nach Bad Lettin, einen ehemaligen Kurort im heutigen Tschechien. Zwei Jahre sollten vergehen, bevor sie wieder zurück zu ihrer Familie konnte. Vieles sei ihr erspart geblieben, sagt sie, doch die Rückkehr in das kriegszerstörte Berlin prägt sie bis heute. Es ist vor allem der Hunger, an den sie sich erinnert.

### Evelyne Brix: Grüße aus dem Böhmerwald

Dieser unheimliche Tag liegt fast 80 Jahre zurück, aber Evelyne Brix erinnert die Einzelheiten im Zweifel genauer als manches, was vor einer Woche war. Sie sieht dann wieder diese Szene vor sich, als ein sehr ernster Nachbar bei ihnen klingelte, ihren Vater sprechen wollte und diskret ins Wohnzimmer gebeten wurde. Und hört den Vater, wie er danach zu ihr, dem kleinen Bruder und ihrer Mutter in die Küche kam, um jenen ominösen Satz zu sagen: „Jetzt gibt es Krieg.“ Das war im Sommer 1939 in Lichtenberg, im Osten Berlins, als sie sieben Jahre alt und ohne jede Vorstellung vom Weltgeschehen war.

„Ich hatte keine Ahnung, was ein Krieg ist“, räumt sie ein. „Aber mein Vater hatte einen Ton in der Stimme, der ungewöhnlich war. So wie ich ihn noch nie gehört hatte.“

Der Duft von frischem Filterkaffee schwebt durch die aufgeräumte Wohnung in Berlin-Weißensee, in der sich Evelyne Brix im Alter eingerichtet hat. Dazu bietet sie ihrem Besuch ein Sortiment Kekse an, nicht zu wenig und nicht zu viel – wer Zeiten bedrückenden Mangels erlebt hat, gibt sich ungern verschwenderisch. „Man kann es nicht immer verhindern“, sagt die silberblonde Seniorin mit den schlanken, zupackenden Händen später, „aber ich passe auf, dass bei mir nichts schlecht wird und werfe wenig weg.“ Außerdem habe sie bis heute „das Bedürfnis zu helfen, weil mir auch geholfen wurde. Ich weiß, wie schlimm es ist, wenn man Hunger hat und nie satt wird.“

## „Ich hatte keine Ahnung, was ein Krieg ist“

So spricht ein Kriegskind, das die Verluste und die Nöte der Zivilbevölkerung selbst erlebt hat – von der allabendlichen Flucht in den Luftschutzkeller bis zu den Kollateralschäden, die durch Bomben verursacht wurden. Und dem geholfen wurde, als es dringend geboten war. Evelyne Brix hat schließlich nicht nur das Pech gehabt, in der Zeit des Zweiten Weltkrieges\* heranzuwachsen. Ihr wurde auch das Glück zuteil, während der Bombardierungen durch die Alliierten\* aus der Hauptstadt heraus und in Sicherheit gebracht zu werden. Sowie nach Kriegsende kostenlose Schulspeisungen zu erhalten, die den größten Hunger erst einmal vergessen ließen.

### Schulspeisungen als Festmahl

Die Speisungen wurden auch durch Save the Children finanziert und durchgeführt, gemeinsam mit den schwedischen und norwegischen Schwesterorganisationen, mit Rädde Barnen und Redd Barna. Sie gehörten zu den karitativen Initiativen, mit denen in den ersten Nachkriegsjahren die Schwächsten der Gesellschaft unterstützt werden sollten: Geflüchtete und Vertriebene, Staatenlose – und nicht zuletzt Kinder. So kam es, dass Evelyne Brix an ihrer Schule einmal pro Woche heißen Kakao und ein Brötchen mit Butter erhielt. An einem anderen Tag gab es eine Fleischbrühe mit Nudeln, auch einmal in der Woche.

\* siehe Glossar S. 313

„Das war jedes Mal wie ein Fest“, sagt die inzwischen 86-Jährige mit strahlendem Gesicht – als würde sie von einer kulinarischen Delikatesse erzählen. Der Geschmack allein war es jedoch nicht: „Ich war sehr dankbar für das Essen. Die Tatsache, dass es Menschen gab, die uns geholfen haben, hat mich mein ganzes Leben lang begleitet. Die hätten das nicht tun müssen, wir waren doch der Feind.“ Aber genau das entsprach ja dem Motto, das Eglantyne Jebb damals als Gründerin von Save the Children gegen alle Widerstände verteidigte: „Den Kindern der Feinde helfen.“

Zerstörung zu erleben und gleichzeitig Aufbauendes, Horror und Humanität: All das hat die Tochter eines Handwerkers zur Pragmatikerin werden lassen, die schwierige Strecken aushalten kann. Sie hat einen grausamen Krieg durchgestanden, der insgesamt mehr als 60 Millionen Menschenleben gefordert hat; allein sechs Millionen europäische Juden wurden im Zuge des nationalsozialistischen Rassenwahns ermordet. Mehr Verluste gab es nie zuvor und auch nie wieder in einem internationalen Konflikt zu beklagen. Darauf folgte die ‚schlimme Zeit‘, wie Frauen und Männer in Evelyne Brix’ Alter die ersten Jahre danach bis heute nennen. Jahre des Mangels und der Flüchtlingslager, der Schwarzmärkte und des Neuanfangs.

Für die junge Evelyne wird dieser Krieg, den der Vater angekündigt hat, mit den ersten Bombardements durch die Alliierten real. Sie gehen zunächst im Westen der Reichshauptstadt nieder, der Vater kann seine beiden Kinder beruhigen: „Vor der Bombe, die ihr hört, braucht ihr keine Angst zu haben. Die tut euch nichts.“ Doch bald wird die Schule in Lichtenberg zum Lazarett umfunktioniert, Evelynes Klasse muss wandern. „Ich habe sämtliche Schulen in der Umgebung irgendwann einmal besucht“, sagt sie ohne Ironie. Und irgendwann fallen auch im Osten der Stadt die ersten Brandbomben, „da sind dann alle hin gepilgert. Damals war es noch eine Sensation, Ruinen zu sehen. Das muss 1943 gewesen sein, und da hieß es dann, die Kinder sollen raus aus Berlin.“

### Briefe aus Bad Lettin

Das bedeutet ‚Erweiterte Kinderlandverschickung‘\* gleich KLV, wie es im Dritten Reich abgekürzt wird. Also werden gleich mehrere Schulklassen in den böhmischen Kurort Bad Lettin evakuiert, dem heutigen Lázně Letiny in Tschechien. Die Reise dahin tritt Evelyne allerdings mit einiger Verzögerung an: „Ich wollte zuerst nicht, und ein paar andere wollten auch nicht. Aber ab September wurden die Schulen geschlossen, und da haben meine Eltern gesagt: ‚Es ist doch besser, wenn du mitfährst, so ohne Unterricht und noch dazu jede Nacht im Luftschutzkeller.‘“

## „Am Anfang hatte ich Heimweh“

Wie sich das anfühlt für ein 11-jähriges Mädchen, das zum ersten Mal und noch dazu auf unbestimmte Zeit von den Eltern und ihrem Bruder getrennt ist? Die Seniorin im gepolsterten Sessel begnügt sich in solchen Fällen mit Andeutungen. Alles praktisch sehen, tapfer sein und sich in nichts hineinsteigern. „Kinder

Ausstellung „Ich lebe“, Auswärtiges Amt, Berlin 2019: Als Evelyne Brix ihr Einschulungsfoto wieder sieht, ruft sie: „Was für ein hübsches Mädchen!“ So, als eigne sie sich gerade etwas lange Verlorenes wieder an – ihre eigene Kindheit.

gewöhnen sich an alles“, sagt sie und blickt auf ihren Balkon hinaus. Sie will noch an diesem Tag Pflanzen umsetzen, also begleiten wir sie ins Gartencenter, wo sie passende Töpfe kauft. Unterwegs holt sie dann noch mal aus – von wegen Umtopfen.

„Am Anfang hatte ich Heimweh“, räumt Evelyne Brix ein, „aber wir haben Briefe geschrieben. Es gab normalen Unterricht, der Tagesablauf war geregelt und wir hatten noch viel Freizeit.“ Dann geht sie in einem kleinen See schwimmen, wie sie sich erinnert. „Es gab auch Singstunden, und wir mussten Strümpfe stopfen, das war furchtbar.“

Alles in allem überwiegt in ihren Rückblicken dennoch das Angenehme, Heitere, Schöne. Selbst dann noch, als im Frühjahr 1945 die Nachricht ‚Die Russen kommen‘ den böhmischen Kurort alarmiert. Sechs komplette Klassen, insgesamt also 150 bis 200 Kinder, machen sich nun samt Betreuern auf den langen Fußmarsch durch den Böhmerwald nach Bayern. Tag für Tag, über eine Woche lang, legen sie mit dem Nötigsten unterm Arm rund 20 Kilometer zurück. Sobald sie Kampfflugzeuge hören, springt die gesamte Gruppe in den Straßen-graben.

Man habe ja nicht gewusst, ob die Piloten da oben zwischen Soldaten und Kindern unterscheiden könnten, erklärt Evelyne Brix, zurück in ihrer Wohnung, in dieser unfassbaren Leichtigkeit. „Aber sie haben uns nichts getan. Die hatten ganz andere Ziele, denke ich.“ Und Angst? Nein, Angst habe sie nicht verspürt: „Ich habe diese Wanderung im Frühjahr trotz allem als sehr schön empfunden. Wie manche Bäume hellgrün waren und andere dunkler, das hat mich fasziniert.“

Schließlich gelingt es der Mutter, die Tochter von Bayern unbeschadet nach Hause zu holen, ins völlig zerstörte Berlin. Das ist für die inzwischen 13-Jährige eine Ankunft in abgrundtiefem Elend: „Auf den Straßenzügen in der Innenstadt lag kein Stein auf dem anderen, da stand kein einziges Haus mehr. In diesen Ruinen konnte man nicht leben. Manche, die in Gärten oder Lauben wohnten, sind erfroren, denn Heizmaterial gab es nicht viel, und der Winter war sehr kalt. Meine Mutter hat immer gesagt, wenn der Krieg noch acht Tage länger gedauert hätte, hätten sie uns in Lichtenberg auch zerbombt.“

#### **Notrationen und ein Abitur**

Diese Mutter ist groß darin, aus dem Wenigen, was man über Lebensmittelmarken\* beziehen kann, zumindest eine Mahlzeit am Tag zu bereiten. Der Magen grummelt dennoch unentwegt. Wer nicht schwere Arbeit verrichtet, bekommt gerade zehn Gramm Fett pro Tag zugewiesen, „davon wurden wir nicht satt, weil es nichts dazu gab, keine Wurst. Marmelade wurde aus Kartoffelmehl und Brause gekocht, vielleicht noch ein wenig Zucker dazu.“ Umso mehr freut sie sich auf die zwei ‚Schwedenspeisungen‘\* unter der Woche, wie die Essensausgaben von Rädä Barnen an ihrer Schule heißen. Es ist ja wieder Unterricht, auch im Ostteil Berlins, und Evelyne Brix kann einige Jahre später das Abitur ablegen, was zu der Zeit nicht selbstverständlich ist für ein Mädchen aus einfachem Hause.

Dabei erfährt sie endlich auch von den Konzentrationslagern\* und dem Genozid an sechs Millionen Juden in der Nazi-Herrschaft, „vorher wussten wir

davon ja nichts“. Von dem Moment an benutzt sie die damalige Sprachregelung KLV-Lager für den Aufenthalt ihrer Schulklasse in Böhmen nie wieder. „Das klingt so nach KZ-Lager“, erklärt sie. Lange bleibt sie mit einer jüdischen Familie in Kontakt, die sie über eine Tante kennengelernt hat; über Jahrzehnte wandern Briefe hin und her. Unterdessen braucht sie nicht lange, um im Nachkriegs-deutschland Fuß zu fassen.

## **„Ich habe das Bedürfnis zu helfen, weil mir auch geholfen wurde. Ich weiß, wie schlimm es ist, wenn man Hunger hat und nie satt wird“**

Evelyne Brix studiert Betriebswissenschaften, dann arbeitet sie für volkseigene Betriebe in der DDR\* in der Buchhaltung und Datenverarbeitung, bis zum Ruhestand – ein unaufgeregtes Leben im Osten von Berlin, der zwischen den Siegermächten geteilten Stadt mit Sonderstatus. Sie heiratet spät, bleibt ohne Kinder, überlebt den Ehemann. Wie eine das mal eben zusammenfasst, die sich nie besonders wichtig genommen hat: fünf, sechs Jahrzehnte in wenigen Sätzen. Geblieben sind die Zuversicht, dass es auch in schweren Zeiten immer weitergeht, irgendwie, sowie eine verinnerlichte Bereitschaft, anderen zu helfen. Zum Beispiel, als eine aus Kambodscha geflüchtete Familie in der Nachbarschaft einzieht und sie deren Kinder ein wenig unterstützt.

Etwas zurückzugeben ist für Evelyne Brix eben nicht nur eine Floskel. Seit langem ist sie, die einst Hilfe in der Not erfuhr, selbst Spenderin. Vor dem Hintergrund meldete sie sich auch sofort bei Save the Children, als die Organisation in einer Berliner Tageszeitung nach Zeitzeugen suchte – und war bereit, von all dem zu erzählen: Hunger und Nudelsuppe, Bomben und Bunker, zerstörte Straßen und böhmische Wälder. Wie sagte sie selbst doch sinngemäß: Endlich eine Gelegenheit, mal Danke zu sagen.

„Globale Familie“: Kinder erleben Kriege an weit entfernten Orten, zu unterschiedlichen Zeiten. Und doch finden wir Verbindungen. So engagieren sich Evelyne Brix aus Berlin und Vichuta Ly aus Kambodscha für andere – weil ihnen geholfen wurde. Und einmal kreuzen sich ihre Wege, in Berlin 2019.

Ulrike C. Tscharre

## Wo die Blumen sind

Was macht eine Folge von drei Bildern zu einem Triptychon? Früher ist diese Form der bildlichen Darstellung vor allem in einem sakralen Kontext verwendet worden, zum Beispiel für Altarbilder. Die drei Fotos einer Berliner Seniorin dagegen erzählen mir die sehr alltägliche Geschichte eines Einkaufs – und trotzdem können sie mich ganz ähnlich berühren. Die alte Dame mit dem vollen weißen Haar hat sich für ihren kleinen Ausflug zurechtgemacht, wie es für Menschen ihrer Generation eine Art Pflicht ist. Sie begibt sich auf eine Mission zur Verschönerung ihres Lebens: Nicht weniger bedeutet es ja, wenn man sich in einem Gartencenter nach neuen Töpfen und Pflanzen umsieht. Und während sie uns an der Haltestelle der Straßenbahn den Rücken zukehrt, hält sie vielleicht ihre ‚Beute‘ in den Händen, um sie zu mustern. Als Schauspielerin sehe ich diese drei Bilder auch als drei Szenen, die mir trotz des kurzen Ausschnitts die Eigenheit der Hauptdarstellerin zu verraten scheinen, fast wie im Film. Eine Sequenz, die mich neugierig macht auf das Dahinter- und das Davorliegende.

Das Anregende und das Schöne haben jedenfalls immer noch einen Stammplatz im vorgerückten Leben dieser Frau. In diesem Sinne wird die Botschaft des Plakats, das sie selbst kaum wahrnimmt, hier zur Devise: „0 % Stress, 100 % Zufriedenheit“. Das trifft unser aller Wunschvorstellung von einem glücklichen Lebensabend. Der Frau auf den Fotos wäre es nur zu wünschen. Sie hat als junges Mädchen die Schrecken und die Mängel eines Weltkrieges sowie der schweren Jahre danach erlebt. Hat sich in der einen wie dann in der anderen, wiedervereinten Republik behauptet, ohne die Moral zu verlieren. Denn Moral drückt sich auch in der Art aus, wie jemand die Wohnung verlässt und immer noch schöner machen will – etwa mit Blumen für den Balkon.

Die tapfere Evelyne, so ihr Name, kommt mir deshalb weder heilig noch profan vor. Sie hat sich nicht nur einen guten Auftritt, sondern auch die Energie und die Zuversicht bewahrt, initiativ zu werden, um etwas für sich selbst zu tun. Die ‚Zufriedenheitsprämie‘, die da so groß beworben wird, dürfte ihr also gar nicht mehr zu nehmen sein – ganz egal, durch welchen Laden in unserer gemeinsamen Stadt sie gerade streift.

Die Schauspielerin und Save the Children-Botschafterin Ulrike C. Tscharre betrachtet drei Szenen aus dem Leben von Evelyne Brix und studiert sie wie ein Drehbuch, zu finden auf den Seiten 230 und 231.





Frau Brix ist nicht sicher, ob sie uns zum Baumarkt mitnehmen soll. Sie will Blumen für ihren Balkon kaufen.

Wir versprechen, ihr beim Tragen zu helfen. Und auf geht es ...







Erster Schultag kurz vor Kriegsbeginn.







~~LETINY~~



Ich starre in den Teich, in dem sie schwamm, und denke darüber nach, wie manche Erinnerungen einfach versinken.



Mawla Jan Nazari, 54 Jahre

***„16 Helikopter warfen  
Bomben auf unser Dorf.  
Wir flohen in die Berge“***

Mawla Jan Nazari wuchs in einem kleinen Dorf auf, rund eineinhalb Stunden entfernt von der Hauptstadt Kabul. Mit 14 Jahren erlebte er den Einmarsch der sowjetischen Armee in Afghanistan. Helikopter flogen Angriffe auf die Dörfer, um die Stellungen der Mudschaheddin zu treffen, dabei wurden auch Zivilisten getötet. Kurz darauf flohen die Dorfbewohner nach Pakistan. Heute arbeitet der 11-fache Familienvater bei der unabhängigen Wahlbehörde Afghanistans.

### Mawla Jan Nazari und der unheimliche Frieden von Kabul

Der Habibullah Zazai Vergnügungspark liegt im Osten von Kabul, und wer vom Zentrum aus zu ihm hinausfährt, kommt unweigerlich an vielen Baustellen und Straßensperren vorbei. Er wird mit Sandsäcken verbarrikadierte Tore gewahr, das moderne Industrieviertel und Pul-e-Charkhi Prison, das größte Gefängnis Afghanistans. Am Ende dieser Fahrt erscheint der auf einem Hang gelegene Park als eines der wenigen Idylle in der von Konflikten gezeichneten Hauptstadt: Hier können sich alle, gleich welcher Herkunft, für ein paar Stunden sorglos vergnügen. Und über das sandfarbene Häusermeer blicken, das sich inmitten einer schroffen Berglandschaft erstreckt.

Mawla Jan Nazari mag diese Auszeit vom Alltag, diesen Panoramablick. Der 54-jährige Mann mit den breiten Schultern, den großen Händen und den gutmütig leuchtenden Augen im wettergegerbten Gesicht hat vier seiner 11 Kinder dabei, als er uns zu den erhöhten Terrassen im Park führt. Große Tücher und dicht aneinander gepflanzte Rebstöcke schützen hier vor der stechenden Sonne, Teppiche laden zum Sitzen ein. Man kann Tee bestellen und in Ruhe zuhören, was Mawla Jan Nazari bald von seinem bewegten Leben erzählt, während sein Nachwuchs losschwirrt, um das Gelände auf eigene Faust zu erkunden.

## „Ich bin im Krieg aufgewachsen“

Wir lauschen gebannt, denn in seiner Biografie spiegelt sich ein Teil der jüngeren Geschichte Afghanistans wider. Angefangen mit den frühen, unschuldigen Jahren, die für ihn allzu schnell vorbei gegangen sind. An einem unvergesslichen Tag im Dezember 1979 in Tehezin – jenem Dorf in Sarobi, dem östlichsten Bezirk der Provinz Kabul, in dem seine Familie damals lebte: Sowjetische Streitkräfte hatten mit dem Einmarsch ins Land begonnen, weil islamische Rebellengruppen, die sogenannten Mudschaheddin\*, die von der UdSSR gestützte kommunistische Regierung bekämpften; die war im April 1978 durch einen Militärputsch an die Macht gelangt. Und eines Tages kamen die Invasoren auch in den Bergen von Sarobi an, bei den überwiegend sunnitischen Paschtunen, der mit Abstand größten Ethnie in Afghanistan.

„An diesem Morgen gingen meine Brüder und ich aus dem Haus, um Maulbeeren zu pflücken“, erzählt Mawla Jan Nazari mit tiefer Stimme, während er die Gebetskette zwischen seinen Fingern gleiten lässt. „Wir wollten sie trocknen und aufbewahren.“

### Ein Bergdorf unter Beschuss

Sobald sie das Dorf verließen, sahen sie jedoch die ersten Helikopter am Himmel. „Sie begannen, das ganze Dorf zu bombardieren, nicht nur die Mudschaheddin“, so erklärt er im ruhigen Ton die Vorgänge vor mehr als 40 Jahren. „Später kamen Kampfflugzeuge, sie warfen große, schwere Bomben ab. Alle rannten aus dem Dorf weg und versteckten sich in den Bergen. Auch ich versteckte mich eine Weile. Am Abend kamen alle zurück, und wir beerdigten die Toten.“ Es sind die Anfänge eines zehn Jahre lang schwelenden Konflikts, der auch ein

Viele ältere Afghanen erinnern sich wehmütig an die Zeit vor der sowjetischen Intervention. Damals trugen junge Frauen in Kabul Miniröcke, Touristen kamen ins Land, Studierende träumten von der Revolution, wie in Paris oder Frankfurt. Eine Zeit des Aufbruchs, die heute unendlich weit entfernt scheint.

\* siehe Glossar S. 313–314

Stellvertreterkrieg der Großmächte ist: Während die Sowjets großflächig ländliche Gebiete bombardieren, um gegen die Mudschaheddin und deren Unterstützer vorzugehen, versorgen die USA diese mit Ausrüstung und Munition. Die Schrecken, die das nach sich zieht, werden je nach Schätzungen drei bis fünf Millionen Zivilisten aus dem Land treiben. So wie die Leute aus Tehezin, die sich nun über die Grenze nach Pakistan aufmachen.

„Am nächsten Tag verließen 20 Familien den Ort, am übernächsten 30“, erinnert Mawla Jan Nazari. „Wer es sich leisten konnte, mietete drei oder vier Esel, die alles trugen. Manche trugen ihre Sachen auch selbst. Kleidung, etwas zu essen – das war alles, was sie mitnahmen.“

Die Eltern, die ein paar Kühe und Schafe für wenig Geld verkauften, können sich sechs Esel leisten. Mit ihnen macht sich die Familie in einem größeren Treck auf den mühsamen Weg in die steilen, kargen Berge, zusammen mit etwa 120 anderen Dorfbewohnern. Sie marschieren in ständiger Angst, aus der Luft gesichtet zu werden: „Wenn wir Flugzeuge hörten, hielten wir die Esel an und blieben stehen. Man hätte meinen können, dass wir Bäume oder Felsen sind. Und wenn etwas Metallisches glänzte, zum Beispiel eine Waffe, deckten wir es ab.“

So erreicht der Treck nach drei Tagen und zwei Nächten die pakistanische Grenze. Von dort kehrt Mawla Jan mit den Eseln noch mal nach Tehezin zurück, um weitere Habseligkeiten nachzuholen. Das habe ihm als 14-jähriger, agiler Junge nichts ausgemacht, erklärt der Familienvater in den Terrassen am Vergnügungspark.

## „Am Anfang hatten wir nichts“

Wieder zurück an der Grenze verdingen sich die männlichen Familienmitglieder als Tagelöhner, bis sie das Geld für den Weg nach Haripur zusammen haben. Das ist jene pakistanische Stadt am Karakorum Highway, 65 Kilometer nördlich von Islamabad, wo bald Hunderttausende aus Afghanistan eintreffen – nicht zuletzt, weil sich Pakistans Regierung vom Zuzug eine Belebung für die fruchtbare Region erhofft.

„Am Anfang hatten wir nichts“, erzählt Mawla Jan Nazari. Und schildert seinen Zuhörern, wie sie im Lager aus Ästen und Teppichen zunächst einen provisorischen Verschlager für die Familie errichteten, bis internationale Helfer Zelte zur Verfügung stellen. Diese Helfer arbeiten in erster Linie für das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR)\* sowie für Save the Children. „Die beiden Organisationen halfen uns viel“, betont er. „Sie waren diejenigen, die ein richtiges Krankenhaus bauten. Sie gaben auch Taschen und Schulhefte für Kinder aus. Ich erinnere mich an das Logo mit dem Kind und dem roten Kreis drum herum.“

### Pendeln zwischen Camp und Front

Die Helfer sind auch gefragt, als es um sauberes Trinkwasser geht. Zunächst hatten die Flüchtlinge ein bis zwei Meter tief gegraben, um an Grundwasser zu

Wasser, eine warme Suppe, ein Zelt. Ein Krankenhaus, eine Schule, eine Jugendgruppe. In jedem Konflikt werden andere Dinge dringend gebraucht – oft alle gleichzeitig. Aber ohne politische Veränderungen ist alles nichts, zumindest nicht auf Dauer. Seit seiner Gründung setzt Save the Children deshalb neben der humanitären Hilfe auch auf politische Lobbyarbeit für die Rechte der Kinder.

gelangen. Das Wasser schöpften sie erst mit Töpfen, dann mit Eimer und Seil. Aber der Pegel fiel schnell immer tiefer, auf bald 20 Meter unter der Erde, und das Wasser erwies sich als unrein. Die Folge: Im Flüchtlingslager verbreiteten sich Durchfallerkrankungen, Typhus und Malaria. Also bohren die internationalen Helfer Brunnen, die 25 oder 30 Meter tief sind, und fördern es mit Pumpen nach oben. „Das Wasser war sauber“, sagt Mawla Jan Nazari, „und wir hatten keine Probleme mehr.“

Zwei Jahre später schließt sich der 16-Jährige den Mudschaheddin an. Der Entschluss hat mit seinem älteren Bruder zu tun, der zu Beginn der sowjetischen Intervention\* auf deren Seite kämpfte und dabei sein Leben ließ. Aber auch mit der Tatsache, dass ihm der Bruder im Traum erscheint – für Mawla Jan ein klares Zeichen. So pendelt er bald zwischen Lager und Front, auch wenn sein Vater das zunächst missbilligt. Mawla Jan verrichtet als einer der Jüngsten in den Camps auch Handlangerarbeiten, wie etwa Teig kneten für das Brot, das man den Rebellen als Proviant mitgibt.

„Mein Bruder wurde mit 72 anderen Kämpfern bei Luftangriffen getötet“, sagt Mawla Jan Nazari – und bricht im nächsten Moment in Tränen aus. Er hat uns inzwischen in sein Haus eingeladen, das in einem Wohnviertel im Osten Kabuls liegt. Dort bietet er Wassermelonen und Limonade an, während er ein altes Fotoalbum zeigt, das ein Bekannter eigens zu dem Anlass aus Pakistan mitgebracht hat. Auf den Aufnahmen ist der Gastgeber als junger Mudschahed mit Turban und Gewehr festgehalten – und sieht fast wie ein Erwachsener aus.

## **„Meine einzige Aufgabe war es, Verwundete zu versorgen“**

Er hat sich wieder gefasst und kommentiert die alten Fotografien. „Ich hatte so viele Haare“, sagt er beim Blättern. Für ihn wird diese Zeit plötzlich wieder lebendig: die Waffentypen und Funkgeräte, die er zu bedienen gelernt hat. Die harten Winter in den Bergen. Die Hinterhalte gegen die Invasoren. Und nicht zuletzt die zweijährige medizinische Ausbildung, die er durchlief, um Verwundete als berittener Sanitäter versorgen zu können. „Ich hatte ein weißes Pferd, groß und für die Berge trainiert.“ Das Helfen wird bald seine Haupttätigkeit, weil offenbar schon damals im Zweifel das Besonnene in ihm über das Kämpferische siegt. Sonst wäre es wohl kaum zu erklären, warum er eines Tages auch einen verletzten sowjetischen Soldaten behandelt.

„Ich musste nicht über Religion nachdenken oder aus welchem Land er kommt“, erklärt er. „Meine einzige Aufgabe war es, Verwundete zu versorgen und mich menschlich zu verhalten.“

1987 kehrt er nach acht Monaten Einsatz nach Haripur zurück, es ist sein längster Einsatz an der Front: „Unterwegs sang ich mit meinen Freunden im Bus, auch während wir zu Fuß die Berge überquerten. Ich war so glücklich, freute mich auf meine Familie.“ Bei seiner Ankunft überbringt ihm der Dorfrat jedoch die Nachricht, dass sein Vater wenige Tage zuvor verstorben sei. Er habe noch

so viel von ihm gesprochen, erzählt die Mutter – und auch geschimpft, weil er in den letzten Stunden des Vaters nicht da war. Während er das erzählt, blickt Mawla Jan Nazari auf seine offenen, tellergroßen Handflächen; wieder steigen ihm Tränen in die Augen.

### **11 Kinder und eine Rückkehr**

Von nun an ist der junge Kämpfer öfter zu Hause. Das eigene Leben geht indes erst richtig weiter, nachdem die sowjetische Armee zum Februar 1989 vollständig abgezogen ist. Mit seiner Frau gründet er in Pakistan eine eigene Familie, in der Platz für 11 Kinder ist. Eine Zeitlang arbeitet er als Taxifahrer, dann handelt er mit Autos und betätigt sich als Imker. Nach wie vor merkt man ihm die Faszination an, wenn er über den Zusammenhalt und die Organisationsformen der Bienenvölker spricht. 2011 kehrt er schließlich mit seiner Familie nach Afghanistan zurück.

## **„Für meine Kinder wünsche ich mir eine bessere Zukunft“**

Das ist bis heute ein Staat voller Spannungen und Probleme. Nicht zuletzt, weil sich die verschiedenen Gruppierungen der Mudschaheddin mit dem Abzug der Sowjets aufzuspalten und teils erbittert zu bekämpfen begannen. Doch Mawla Jan Nazari hat zum sechsten Lebensjahrzehnt eine neue Rolle für sich gefunden: Er möchte an der Befriedung und dem weiteren Aufbau seines Landes arbeiten. Das ist auch eine Art Kampf, allerdings ohne Waffen. „Ich bin im Krieg aufgewachsen“, sagt er, „für meine Kinder wünsche ich mir eine bessere Zukunft.“

Seit drei Jahren arbeitet er bei der unabhängigen Wahlbehörde Afghanistans. Dort begann er als Logistiker, bevor er technischer Berater wurde. Dabei hat er selbst erlebt, wie schmutzig es zugehen kann. Vor der letzten Parlamentswahl 2018 hätten ihm mehrere Kandidaten viel Geld angeboten, erzählt Mawla Jan Nazari, damit er in ihrem Sinne Stimmen fälscht. Bis zu mehreren Hunderttausend US-Dollar. Aber das ist für den Gläubigen ‚ḥarām‘\*, eine Sünde: „Ich möchte meine Kinder nicht mit illegal erworbenem Geld ernähren.“

So spricht ein Mann, der zwar sein Gewehr abgegeben hat – aber nicht seinen Stolz, seine Demut und seine Prinzipien.

Amir Hassan Cheheltan

## Eine Straße wie alle anderen

Wie ähnlich diese Straße den Straßen meiner Stadt ist! Ich sehe die Insassen der Autos nicht, aber ich bin mir sicher, dass auch sie meinen Nachbarn ähneln. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass unter ihnen eine junge Frau ist, die ihr Kind stillt, oder ein junger Mann, der mit einem Blumenstrauß in der Hand zu seiner Liebsten geht. Ich ahne eine Spur von der blauen Farbe der Liebe in diesem Bildausschnitt.

Welche Jahreszeit mag jetzt dort sein? Ich entdecke keinen Passanten mit Sommerkleidung. Aber in der Ferne fällt mir das zarte Grün an den Bäumen ins Auge. Ich möchte glauben, dass es mitten im Frühling ist. Das lebhafte Treiben in dieser Straße bestärkt mich in meiner Vermutung.

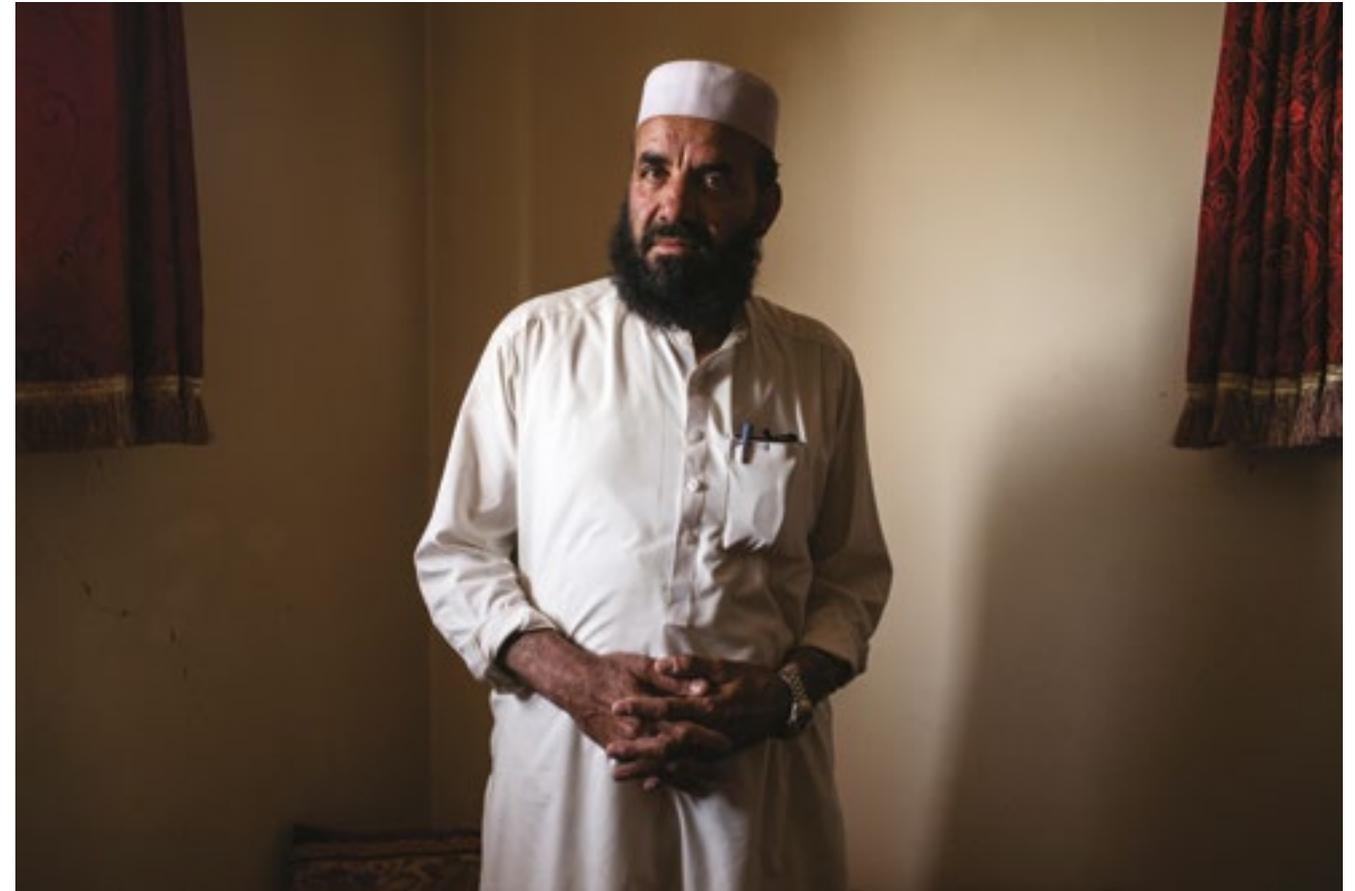
Was für eine Tageszeit mag jetzt wohl sein? An dem Stau und dem dichten Verkehr merkt man, dass es dort in Kabul entweder früher Morgen ist, an dem alle zur Arbeit oder in die Schule gehen, oder eine Stunde vor dem Sonnenuntergang, in der alle nach Hause streben. Aber aufgrund der Stärke des Lichts darf man annehmen, dass das Bild zu Beginn des Tages aufgenommen worden ist. Ich spüre etwas von der Fröhlichkeit des Tagesanbruchs in dem Foto. Es ist also recht wahrscheinlich, dass in der Menge Schüler sind, die zur Schule gehen, Lehrer, die sich wegen des dichten Verkehrs Sorgen machen, dass sie womöglich zu spät in ihren Klassen eintreffen, und andere Berufstätige auf dem Weg zur Arbeit, Händler unterwegs zu ihren Läden; es sind Menschen, Menschen!

Aus dem Bild wird nicht klar, was für Waren die Straßenhändler unter ihren bunten Sonnenschirmen anbieten, möglicherweise ist es das für dort typische Brot, mag sein, auch frische Kräuter und Käse oder irgendetwas anderes zu essen, vielleicht sind da auch Frauen, die jetzt Münzen oder Scheine zählen und sie den Händlern in die Hand drücken, um dann ihre vollen Körbe mit nach Hause zu nehmen. Aber das alles fällt für mich nicht ins Gewicht, wichtiger als alles andere ist in meinen Augen jenes schöne Bild eines jungen Mädchens, das unter einem dieser bunten Schirme gerade dabei ist, einen jungen, schüchternen Verkäufer zu bezaubern.

Aber lassen Sie mich sehen, ob auch in einem Winkel meines Hirns die zerstörerische Sorge nagt, es könnte – Gott behüte! – nur wenige Augenblicke nachdem der Fotograf dies Bild mit seiner Kamera aufgenommen hatte, an einer Ecke ebendieser Straße eine Bombe explodiert sein. Dann würden alle meine schönen Vorstellungen in Rauch aufgehen und sich in Luft auflösen.

Und gerade deswegen denke ich, dass diese Straße so ähnlich wie eine Straße meiner Stadt ist oder so ähnlich wie jede andere Straße in jeder beliebigen Stadt der Welt.

Mit seiner Bildbetrachtung vertieft sich der iranische Schriftsteller Amir Hassan Cheheltan in das alltägliche Leben auf einer Straßenkreuzung in Kabul – und entdeckt viel Vertrautes (Seite 266 und 267).







Mawla Jan mit Familie in einem Vergnügungspark am Stadtrand. Es fühlt sich frei an, weg von Splitterschutzwänden und gepanzerten Autos.



Die Straße von Kabul nach Dschalalabad – drei junge Eisverkäufer machen Pause an einem alten russischen Panzer.



Mawla Jan mit 16 als Mudschahed.



Im Traum erschien ihm sein getöteter Bruder. Als er uns davon erzählt, weint der große Mann mit den großen Händen.





Beim Tee zieht Mawla Jan den Vorhang zur Seite und zeigt auf die Berge. Wir hören, wie er dort als Kämpfer überlebte.



شپه سعيد قطر عمارت

لابراتوار طبي  
SRL  
Diagnostics



0777 222 000 | 0795 222 000 | 0222 000

اولين و بزري لابراتوار طبي هندوستان  
داعه NABL هندوستان و CAP آمريکا

APC Asia  
NABL  
CAP



Der Sicherheitsdienst von Save the Children warnt uns – ein Selbstmordattentäter hat sich in die Luft gesprengt.

Sechs Tote, viele Verletzte. Alltag in Kabul.



Auf einem Hügel im Zentrum, über den Dächern der staubigen Stadt, kommen wir zur Ruhe.



دشمنیم یوق. بنینگ  
دشمنیم علم دشمنی دیر  
من دشمن ندارم اما دشمن  
علم دشمن من است  
زه دشمن نلرم خو دعلم  
دشمن، زما دشمن دی

رونی







Rajiya, 15 Tage alt

***„Ich wünsche mir, dass  
Rajiya hier lernen kann.  
Was immer Allah will,  
wird geschehen“***

Rajiya wurde 2019 im Flüchtlingslager Kutupalong in der Mutter-Kind-Station von Save the Children geboren. Als wir sie kennenlernten, war sie erst 15 Tage alt. Ihre Mutter, eine Angehörige der Rohingya, floh im August 2017 mit Hunderttausenden Landsleuten vor der brutalen Gewalt in Myanmar nach Bangladesch. Die Untersuchungsmission der UN berichtete von gravierenden Menschenrechtsverletzungen gegen die staatenlose muslimische Minderheit. Rund 300.000 Rohingya hatten schon nach früheren Angriffen Zuflucht in Bangladesch gefunden. Doch das armutsgeplagte Land will die inzwischen eine Million Rohingya nicht dauerhaft ansiedeln.

### Rajiya: neues Leben in Kutupalong

Da liegt sie auf einer plastikbezogenen Matratze, räkelt sich ein wenig unruhig und wimmert zwischendurch, wie man das von Neugeborenen kennt. Liegt es an der Hitze, da die Ventilatoren kurzfristig ausgeschaltet wurden? Dann aber wird sie an die Brust gelegt, wo sie im Nu verstummt. Ein ruhiges Kind, wie die stillende Mutter zu verstehen gibt, das eigentlich nur weine, wenn es Hunger hat. Das ist schon mal eine gute Nachricht, denn das zwei Wochen alte Mädchen, das wir hier Rajiya nennen, wird es in Zukunft nicht immer einfach haben.

Die Mutter-Kind-Station, in der es zur Welt kam, mag auf den ersten Blick nichts Ungewöhnliches offenbaren. Doch sie ist Teil der Gesundheitsversorgung in Kutupalong\*, dem derzeit größten Flüchtlingslager der Welt im Südosten von Bangladesch\*. Das ist eine ‚Millionenstadt‘ aus lauter Hütten. Rund 300.000 Geflüchtete aus dem benachbarten Myanmar\* lebten bereits dort, als nach der Gewalterruption im Sommer 2017 über 700.000 Menschen hinzukamen. Alle sind Rohingya\*, die jenseits der Grenze seit langem diskriminiert und bedroht sind. Wie Jannat Khatun, deren Namen wir ebenfalls geändert haben, und die hier ihre Tochter Rajiya zur Welt gebracht hat.

## „Das Leben in Myanmar ist für uns voller Leid. Es gibt für uns keine Gerechtigkeit, kein Gesetz, nichts“

Was hat ihr Mädchen also zu erwarten? Wird es den Großteil seines Lebens in diesem Lager verbringen, wie Generationen von Geflüchteten rund um den Globus? Oder wird es eines Tages aus dem improvisierten Mega-Dorf herauskommen, um draußen selbstbestimmt, ungefährdet und vor allem frei zu leben? Noch weiß Rajiya nichts von den Gräueln, die ihre 20-jährige Mutter vor und während der Flucht erlebt hat; von all dem Horror, der das kollektive Gedächtnis ihrer Ethnie prägen wird. Ebenso wenig ist ihr bekannt, dass sie einstweilen staatenlos und nur geduldet ist, weil Bangladesch die Rohingya offiziell nicht als Flüchtlinge anerkennt.

Mittlerweile wiegt Baby Rajiya 3,5 Kilogramm. Ein Erfolg für die Ärzte und Helfer im Camp, denn bei der vorzeitigen Geburt, am 4. März 2019, wog sie gerade 2,6 Kilo. Und auch Jannat, der Mutter, geht es inzwischen viel besser, wie die Resultate der jüngsten Untersuchungen belegen. Sie hatte zunächst schwere Blutungen und musste einige Tage in der Mutter-Kind-Station bleiben, die Save the Children im Camp 21 betreibt, eine von über 30 Gesundheitseinrichtungen allein in diesem Teil des riesigen Lagers.

Inzwischen hat Jannat das Zentrum verlassen, mit Rajiya auf dem Arm. Das ist eine weitere gute Nachricht, denn geboren wird in Kutupalong mit einem erhöhten Risiko. Drei von vier Babys kommen bei Hausgeburten zur Welt. Nicht zuletzt, weil die Väter die westliche Medizin ablehnen und ihren Frauen die Inanspruchnahme verbieten – wenn diese oder deren Mütter nicht gar selbst dagegen sind. Der hygienische Standard in den Hütten aus Lehm, Bambus und

\* siehe Glossar  
S. 314

Wellblech ist jedoch dürrftig bis bedenklich. So sterben hier offiziellen Schätzungen zufolge 179 von 100.000 Müttern während der Schwangerschaft oder bei der Geburt.

## „Diese kurze Ehe hat mein Leben zerstört, meine Schönheit“

Jannat hat indes keinen Mann zur Seite, der ihr etwas verbieten könnte. Sie hat den Vater von Rajiya kurz nach ihrer Ankunft im Camp kennengelernt, ein paar Wochen später wurde geheiratet. Was ihn nicht daran hinderte, sie kurz darauf für eine andere zu verlassen. Seine Tochter wird ihn jedenfalls kaum zu Gesicht bekommen auf dem unendlich weiten Areal, das wäre Zufall, und seiner Exfrau bleibt nur blanke Wut, wenn sie an ihn denkt. „Diese kurze Ehe hat mein Leben zerstört, meine Schönheit“, lässt sie aus ihrer Muttersprache, dem Rohingya, übersetzen. „Ich habe mein Geld verloren, ich habe gelitten.“

Rajiya wird von dieser Wut voraussichtlich wenig spüren; davon geht jeder aus, der ihre Mutter in diesen Tagen zusammen mit ihr erlebt. Alles andere ist vorerst ungewiss. Rajiya erscheint in mancher Hinsicht wie eine Symbolfigur – für die Abermillionen Kinder im Krieg weltweit und für die mannigfaltigen Aufgaben, die eine Organisation wie Save the Children auch im 11. Jahrzehnt seit der Gründung weiter fordern. Flucht und Vertreibung, Diskriminierung und Gewalt, mangelhafte Versorgung und geringe Bildungschancen: Keines der großen Themen für das Wohlergehen von Kindern ist verschwunden, leider, und die meisten werden auch in Rajiyas Zukunft eine Rolle spielen.

### Verdammt und ausgegrenzt

Das hat mit einem Konflikt zu tun, der älter ist als Rajiyas Mutter. Seit Jahrzehnten werden die muslimischen Rohingya, die in Myanmar hauptsächlich in der Region Rakhine siedeln, systematisch ausgegrenzt. Anders als die buddhistische Mehrheit haben sie keinen Zugang zu höherer Bildung, medizinischer Versorgung und politischer Mitsprache. Sie werden nicht als Staatsbürger, sondern als illegale Zuwanderer angesehen und gelten nach Einschätzung der Vereinten Nationen als die derzeit am heftigsten verfolgte Minderheit der Welt. Daran hat sich auch unter der Regierung von Aung San Suu Kyi\*, der Friedensnobelpreisträgerin, offenbar wenig geändert.

„Das Leben in Myanmar ist für uns voller Leid“, sagt Jannat. „Muslime können sich nicht frei bewegen. Nicht einmal, wenn sie Verwandte besuchen wollen. Es gibt für uns keine Gerechtigkeit, kein Gesetz, nichts. Niemand sorgt für Recht.“

Schon Ende der 1970er und Anfang der 1990er flüchteten viele Rohingya über die Grenze, zumeist nach Indien und Bangladesch. Im Sommer 2017 eskalierten die Dinge dann dramatisch. Nachdem militante Rohingya in Rakhine mehrfach Polizeiwachen überfallen und dabei Uniformierte getötet hatten, schlug die

Eine rettende Insel? Bangladesch will Hunderttausend Rohingya-Flüchtlinge aus dem Millionenlager Kutupalong auf eine abgelegene Insel im Golf von Bengalen umsiedeln. Die UN und Hilfsorganisationen warnen vor einem Ghetto, das zudem durch ansteigende Meeresspiegel gefährdet ist. Noch mehr als das tiefliegende Land selbst.

Armee des Landes am 25. August brutal zurück. Ganze Dörfer wurden von Helikoptern aus beschossen, Häuser in Brand gesetzt. Bodentruppen plünderten, vergewaltigten und töteten willkürlich Bewohner. Die Armee bestreitet jegliche Angriffe auf die Zivilbevölkerung, aber Zeugen und Betroffene haben das anders erlebt.

Das gilt auch für die Region, in der Jannats Eltern und Großeltern viele Reisterrassen und Gemüsefelder bewirtschafteten. „Wir erhielten Nachricht, dass zehn bis 20 Muslime aus der Gegend getötet worden waren“, erzählt sie aufgeregt. Dann rückt die Front immer näher. Soldaten und Polizisten reißen Zäune ein und zünden Häuser an, während die Bewohner sich in den Feldern verstecken. Auch Jannat und ihre Mutter flüchten im Schutz der Dunkelheit, lassen dabei alles zurück: „Jeder rannte um sein Leben. Wir hörten, wie andere Menschen getötet wurden.“

## **„Wir kamen vor Angst fast um, als wir das Gemetzel sahen. Hättest du da keine Angst gehabt?“**

In ihrer Erregung spricht sie nun immer lauter, immer schneller. Jannat hat die Toten damals unterwegs gesehen – Erwachsene und Kinder, eingewickelt in den roten Tüchern buddhistischer Mönche. „Das war das Militär“, sagt sie. „Wir kamen vor Angst fast um, als wir das Gemetzel sahen. Hättest du da keine Angst gehabt?“, fragt sie uns.

In den nächsten acht, neun Tagen laufen die beiden Frauen mit anderen über zahllose Hügel, ohne größere Pausen einzulegen oder viel zu schlafen. Jannat sieht junge Männer, die Ältere und Kranke auf dem Rücken tragen, und ist erleichtert, als sie das Ufer des Naf erreichen – den großen, stellenweise mehrere 100 Meter breiten Strom, der die Grenze mit Bangladesch markiert. Dort bauen Männer außerhalb des Sichtfelds der Grenzposten Flöße zum Übersetzen. Um die 12.000 Kyat (etwa sieben Euro) für ihre Überfahrt und die der Mutter aufzubringen, verkauft die junge Rohingya ihre goldenen Ohrhinge.

Und irgendwann erreichen sie dann das Lager in Bangladesch, im Distrikt Cox's Bazar, das sowohl Zuflucht als auch Ghetto ist. Das ist ein schier endloser Mikrokosmos aus provisorischen Verschlägen und Plastikplanen, Trampelpfaden und improvisierten Läden – hineingezwängt zwischen zahllose grüne Hügel, die während der Regenzeit zu gefährlichen Schlammbahnen werden. Hier stehen Frauen in langen Reihen für die Dinge des täglichen Bedarfs an, und Kinder tragen Bündel von Bambusholz auf ihren Schultern, um damit etwas Geld zu verdienen.

In diesem Brennpunkt fährt Save the Children, bereits seit der Staatsgründung in Bangladesch tätig, seit 2012 Hilfsprogramme. So war die Organisation bei der Eskalation 2017 bereits zur Stelle und hilft seitdem umfassend: Sie verteilt

Lebensmittel, stellt Unterkünfte bereit, bietet medizinische Versorgung sowie Schutz- und Spielräume für Kinder an, betreibt Lernzentren und führt Familien wieder zusammen: Mitarbeiter suchen nach Angehörigen oder Pflegefamilien für Kinder, die in den Wirren der Flucht oder im Gedränge des Riesenlagers ihre Eltern verloren.

### **Integration unerwünscht**

Dennoch ist es ein Lager, das – ähnlich wie Dadaab in Kenia, Al Zaatari in Jordanien und viele andere große Flüchtlingslager der Welt – die Bewohner ihrer freien Bewegung und Entfaltung beraubt. Wer hier unterkommt, darf nicht arbeiten, kann nichts anpflanzen und kommt nicht heraus. Polizei und Militär bewachen das Gelände mit Checkpoints. Und wer sich in den Camps weiterbildet, erhält am Ende keinerlei Zeugnis dafür. So und ähnlich wird fast alles, was für ein künftiges Leben in Bangladesch wichtig wäre, systematisch unterbunden. Das Gastland, selbst arm und konfliktgeschüttelt, will so klarmachen, dass ein dauerhafter Verbleib der Rohingya nicht möglich ist. Gleichzeitig verdammt diese Politik ganze Generationen von Geflüchteten zu einem Leben in einem deprimierenden Provisorium.

In welche Gesellschaft soll sich die junge Mutter Jannat also künftig integrieren, und wo ist für ihr Neugeborenes irgendwann mal so etwas wie Heimat zu finden? Sobald sie laufen kann, wird sich Rajiya auf den Straßen von Kutupalong bewegen – diesen gewundenen, bis in steilere Hügel reichenden Gassen. Wird dann mit ihrer Mutter bei der Lebensmittelausgabe anstehen, für die Monatsration an Reis und Linsen, und sie zu den lebhaften Märkten entlang der zentralen Military Road begleiten, um die eintönige Ernährung durch Obst, Gemüse und Gewürze anzureichern. Oder zu dem Stand mit getrocknetem Fisch und Süßigkeiten, den ihr Großvater in Camp 21 betreibt.

## **„Was immer Allah ihr gibt“**

Außerdem wird Rajiya hier unterrichtet werden, nach dem erklärten Wunsch ihrer Mutter, und bekommen, „was immer Allah ihr gibt“. Der Rest muss sich finden. Gegenwärtig kann Jannat Khatun zumindest auf die Unterstützung ihrer Mutter zählen, mit der sie sich eine Hütte teilt – und eine Lebensmittelkarte, nachdem ihr Name von der Karte ihres Ex-Mannes gelöscht worden ist. „Wenn mein Kind registriert ist, besorge ich eine Karte für uns zwei“, sagt Jannat. Bis dahin verkaufen die beiden Frauen einen Teil ihrer Ration, etwa Linsen und Palmöl, um sich vom Erwerb Fisch und Gemüse zu leisten.

Soweit sei das Leben im Camp inzwischen ganz in Ordnung, gibt Jannat zu verstehen, „aber ich mache mir Sorgen um den Zustand unserer Hütte. Sie ist kaputt und gefährlich für das Kind.“ Auf lange Sicht möchte sie eines schönen Tages ohnehin gern zurück zu den Reisterrassen von Rakhine. Doch das bleibt eine schwache Hoffnung, solange die Satellitenbilder aus der Region den Rauch festhalten, der von niedergebrannten Dörfern aufsteigt, während die

Ich habe überlebt. Ich muss mit meinen schrecklichen Erinnerungen leben. Ich lebe gut: Das alles kann „Ich lebe“ heißen. Der Schlüssel für ein besseres Leben ist oft Glück – und eigene innere Stärke. Resilienz. Möge Rajiya beides finden.

Regierungen von Myanmar und Bangladesch weiter um die Verantwortung für die Rohingya ringen. Das alles und mehr ahnt das Kind jedoch nicht, das im Gesundheitszentrum von Kutupalong, Camp 21, inzwischen an der Mutterbrust eingeschlafen ist. Aber ist das in diesen Tagen, und unter diesen Umständen, am Ende nicht sogar besser so?

Dr. Gerd Müller

## Menschenkinder

Es gibt ein Bild, das beschäftigt mich bis heute. Es hing direkt neben meiner Bürotür. Auch wenn ich schnellen Schrittes über den Flur lief, begleitete es mich: Da liegt ein Kind auf weichen Decken, die Arme ausgebreitet, in seinem erwachenden Blick der Anflug eines Lächelns. Offen für das, was kommt – und doch den Umständen ausgeliefert, in die es hineingeboren wurde. Ein Mädchen.

Noch weiß es nichts von dem Elend, das es umgibt. Je häufiger ich hinsah, desto klarer wurde mir, dass darin auch ein Schutz liegt. Die Mutter ist eine Rohingya, die sich vor der ‚ethnischen Säuberung‘ im benachbarten Myanmar hierhin rettete. Jetzt haust sie als eine von Hunderttausenden in dem Flüchtlingscamp Kutupalong in Bangladesch – ein gigantisches Provisorium aus Verschlängen ohne Kanalisation, das längst zum Dauerzustand geworden ist. Zu einem Fanal. An Orten wie diesen türmen sich die Probleme der Welt, die durch regionale Krisen entstehen. Deshalb reise ich an diese Orte, an denen ich der Realität meiner Themen begegne.

All das geht mir beim Anblick der kleinen Rajiya durch den Kopf. Sicher spricht mich das Bild auch deshalb so an, weil ich ihr Lager erst kürzlich selbst besuchte – das größte der Welt. Wenn ich das Baby und die satten Farben betrachte, sehe, rieche und höre ich sofort die Umgebung: die endlosen Plastikdächer unter brennender Sonne, die Kloaken, das Stimmengewirr der Vertriebenen und die leisen Erzählungen der Vergewaltigten, der Schicksalsfrauen.

Welche Zukunft das erwachende Mädchen hat, hängt nicht allein von der Kraft seiner Mutter ab. Die gesamte Weltgemeinschaft ist aufgerufen, Lösungen für die Abermillionen Flüchtlinge zu finden, die niemand bei sich haben will. Eine Jahrhundertaufgabe: Der existenziellen Verzweiflung, die sie losziehen lässt, müssen wir alle zusammen den Nährboden entziehen. Sonst bleiben auch die mehr als 400 Millionen Kinder, die weltweit in Krisengebieten aufwachsen, auf der Strecke.

400 Millionen Kinder: eine horrenden Zahl. Das kleine Mädchen auf dem Foto ist eines von ihnen, deren Zukunft im höchsten Maße ungewiss ist. Das Bild hing mit einer Auswahl anderer Aufnahmen dieses Buches wochenlang in den Räumen meines Ministeriums. Der Buchtitel „Ich lebe“ trifft den Kern der Arbeit, die Save the Children seit nunmehr 100 Jahren leistet. In jedem Kind können wir uns selbst erkennen. Es hat dasselbe Recht auf Schutz, Zuwendung und Entfaltung wie wir. Deswegen ist das Baby Rajiya, das hier so erwartungsvoll auf seinen Decken liegt, für mich auch eine Parabel unserer Zeit.

Viele Monate lang stellte Dr. Gerd Müller, Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, die Bilder dieses Buches in seinem Ministerium aus. Darunter auch die Aufnahme der kleinen Rajiya auf Seite 285 – für den engagierten Minister mehr als eine Fotografie.





In diesem kleinen Raum im Camp 21 kam Rajiya auf die Welt.



Ihre Mutter erhielt eine Decke, Babykleidung und ein Paar Söckchen.





Ich bin müde von der Hitze. Rajiya schläft auf einem der Betten in der Klinik.

Der Fluss, über den nachts Hunderttausende Rohingya flüchteten, liegt mittags ganz ruhig da.





Das Flüchtlingslager ist eine provisorische Stadt in voller Bewegung – und im Stillstand.





Rajiya ist die Erstgeborene und bringt ihrer Mutter Hoffnung,



auch wenn sie ihre ersten Schritte staatenlos machen wird.

Martina Dase im Gespräch mit der Journalistin Aishe Malekshahi

## Wie Bilder die Welt verändern

Die Filmemacherin leitet seit 2016 die Stabsstelle Strategische Kommunikation bei Save the Children Deutschland und verantwortete 2019 auch die Jubiläumskampagne der Organisation: „Kein Krieg gegen Kinder“. Zum Herzstück aller öffentlichen Aktivitäten zum Schutz von Kindern im Krieg machte sie das weltweite Fotoprojekt „Ich lebe“ – mit Präsentationen auf dem Festakt der Organisation, Ausstellungen in Berlin und Brüssel, mit Reportagen in deutschen und internationalen Medien und mit diesem Buch. Die Idee dazu hatten Martina Dase und der Fotograf Dominic Nahr während einer gemeinsamen Reise zu Flüchtlingslagern im Libanon – angeregt durch eine unvergessliche Begegnung mit einem besonderen Mädchen. So entstand zum 100. Geburtstag von Save the Children eine bewegende Zeitreise durch ein kriegerisches Jahrhundert, die auch ein Bekenntnis zum visuellen Storytelling ist.

### **Aishe Malekshahi: Sie haben 2018 in einem syrischen Flüchtlingslager im Libanon die Familie von Amal kennengelernt. Was geschah dort?**

Martina Dase: Wir erlebten ein 11-jähriges, in sich gekehrtes Kind, traumatisiert von den Bombardierungen in ihrer Heimatstadt Homs – die stille Amal. Die Eltern hielten es für ausgeschlossen, dass sie sich fotografieren lassen würde. Doch dann, ganz plötzlich, ‚sprach‘ dieses Mädchen mit der Kamera von Dominic Nahr. Diese Verwandlung hat nicht nur uns, sondern auch Amals Eltern und Geschwister überrascht. Sie begann sogar, ein bisschen vor der Kamera zu posieren, fast wie ein Fotomodell. Es tat ihr ganz offensichtlich gut, gesehen zu werden. So fing alles an.

### **Die Aufnahme von Amal war also die Initialzündung zum Fotoprojekt und zum Buch?**

Ja, die Metamorphose des Mädchens zu sehen, hat uns sehr berührt. Wir erlebten ein Kind in einem Flüchtlingslager, ein Opfer der politischen Verhältnisse, das im Moment des Fotografiertwerdens zu einer Handelnden wird. Sie will sich zeigen, und sie bestimmt, wie sie in der Öffentlichkeit gesehen werden möchte. Aus diesem einen Moment heraus haben wir alles Weitere entwickelt, das ganze Konzept, die Buchidee, einfach alles. Dieses Bild hat für uns eine so starke Botschaft, dass wir es zum Titelbild wählten.

### **Das Porträt unterscheidet sich von vielen Bildern, die man sonst aus der Arbeit von Nichtregierungsorganisationen (NGOs) kennt ...**

Das war unsere Absicht bei diesem Jubiläumsprojekt, und dank der Kunst von Dominic Nahr – und glücklicher Umstände – ist es gelungen. Dominic fotografierte Amal in einer Ecke des Familienzeltens, das der Vater gegen die Hitze

mit Alufolie ausgekleidet hat. Das Porträt entstand in natürlicher Umgebung, ohne künstliches Licht, doch es wirkt fast wie eine Studiofotografie. Mich erinnert das Bild an Irving Penns Serie von besonders wahrhaftigen Aufnahmen berühmter Zeitgenossen, die er alle in eine Ecke stellte, die „Corner Portraits“.

An diesem Tag trägt Amal ein dunkelgrünes Kleid und ein pinkfarbenedes Kopftuch, den Hidschab. Die starken Farben vor dem silbernen Hintergrund geben ihr eine ganz eigene Aura. Souverän blickt sie in die Kamera. Für mich hat ihr Porträt fast die Anmutung einer Modefotografie und zeigt am intensivsten, was wir aussagen wollen: Überlebende von Kriegen und Geflüchtete sind in erster Linie Menschen mit Stolz und Würde, und das heißt auch: mit einem Recht auf Schönheit. Auf diese Weise fotografiert, gelingt es uns vielleicht eher, sie als Teil unserer Weltgemeinschaft wahrzunehmen.

#### **Was genau ist nun das Konzept von „Ich lebe“?**

Nach der Begegnung mit Amal wussten wir: In unserem 100. Jahr wollten wir Menschen aus aller Welt eine Bühne geben, die eine Kindheit im Krieg erlebt haben. Menschen, die uns ihre Geschichte anvertrauen, damit wir sie weiter erzählen. Wie haben sie die traumatischen Zeiten überlebt und überwunden, wo stehen sie heute in ihrer Gesellschaft, welche Hoffnungen und Träume, welche Weisheiten leiten sie? Uns ging es, angesichts der Verheerungen, die Kriege für Kinder zu allen Zeiten bedeuten, um ein durch und durch humanistisches Plädoyer – mit den Mitteln der Ästhetik.

#### **Stellvertretend für Millionen von Kindern, die in Kriegen aufwachsen, kommen in Ihrem Buch Zeitzeugen aus einem ganzen Jahrhundert zu Wort. Wie haben Sie sie gefunden?**

Unser Konzept erlaubt es uns, einen Bogen zu spannen: von dem frühesten Engagement von Save the Children zu unserer aktuellen Arbeit. Wir schauten auf die Zeit von 1919 bis 2019 und suchten für jede Dekade einen Krieg oder Konflikt, der in unserem kollektiven Gedächtnis besonders haften blieb. Die Auswahl fiel schwer – es sind einfach zu viele. Dann begann eine weltumspannende Recherche: Je länger ein Krieg zurücklag, desto mühsamer war die Suche nach Überlebenden, zumal wir nach Zeugen suchten, die Hilfe von Save the Children erfahren haben. So veröffentlichten wir Zeitungsaufrufe in Deutschland, Spanien, Korea, nutzten Archive in London, Genf und Berlin und aktivierten unser großes Save the Children-Netzwerk. Ohne die umfassende Unterstützung unserer Kollegen vor Ort wäre dieser Bildband nie möglich geworden.

#### **Ihnen ist es sogar gelungen, einen Überlebenden des Ersten Weltkrieges in Deutschland ausfindig zu machen. Was können wir aus seiner Geschichte lernen?**

Die Begegnung mit dem charmanten, geradezu jugendlich wirkenden 105-jährigen Erich Karl war für mich persönlich ein besonderes Geschenk bei diesem Projekt. Er hat den Ersten Weltkrieg als sechsjähriger Junge und den Zweiten Weltkrieg als erwachsener Mann überlebt, seine Frau hat er vor langer Zeit verloren. Doch er ist nicht verbittert, im Gegenteil, seine Lebensfreude ist

ansteckend. Er schaut jeden Tag die Nachrichten, ist bestens informiert und beweist eine beeindruckende Haltung: „Man muss sich über Grenzen hinweg solidarisch zeigen mit Menschen in Not.“ Das hat gewiss auch damit zu tun, dass er als hungriger Schuljunge 1919 selbst Hilfe erfuhr.

#### **Nicht jedes Land sammelt Daten, dokumentiert Fluchtverläufe, erst recht nicht, wenn Konflikte noch nicht wirklich beendet sind. Worauf konnten Sie zurückgreifen?**

Das war von Land zu Land verschieden. In Ruanda zum Beispiel bewahrt Save the Children Tausende alte Polaroid-Aufnahmen von elternlosen Kindern auf. Es sind Überlebende des Genozids von 1994. Damals haben Hilfsorganisationen vielfach Sofortbildkameras eingesetzt und die Fotos öffentlich aufgehängt, in der Hoffnung, so Familienangehörige der Kinder aufzuspüren, die allein auf der Flucht waren. Oft ist das gelungen. Eines dieser Polaroid-Kinder, die heute 29-jährige Vanessa, haben wir dank einer langjährigen Mitarbeiterin unserer Organisation – und nur mit Hilfe des alten Fotos – tatsächlich gefunden, in einem Dorf an der Grenze zum Kongo. Sie verlor in den Wirren des Völkermords ihre Eltern und weiß bis heute nicht, was mit ihnen geschah. Ihre tiefe Traurigkeit ist auf jedem Bild spürbar – und lastet auch auf ihrer Tochter.

#### **Sie haben mit dem Fotografen Dominic Nahr und mit der Journalistin Anna Mayumi Kerber zusammengearbeitet. Was gaben Sie den beiden mit?**

Anna Kerber und Dominic Nahr habe ich 2017 während der Dürrekatastrophe in Somalia kennengelernt. Dort sah ich, dass beide eine außerordentliche Behutsamkeit im Umgang mit Menschen auszeichnet. Ich wusste also, dass sie sensibel vorgehen werden, wenn wir in einem so anspruchsvollen Langzeitprojekt zusammenarbeiten und sie die Gesichter und Geschichten von Menschen ergründen, die Schlimmstes erlebt haben. Das gab uns als Organisation jederzeit das Vertrauen und die Sicherheit, dass die beiden unsere hohen Schutzstandards einhalten und dennoch das künstlerische Ergebnis nach Hause bringen würden, das wir uns erhofften.

#### **In dem Buch ist auch ein Mann porträtiert, der Kind im Biafrakrieg war. Damals, Ende der 1960er Jahre, gingen die Bilder der Kinder mit den Hungerbäuchen um die Welt ...**

Wir wissen spätestens seit dem Biafrakrieg, welche Macht Bilder der Not entfalten können. Jene Aufnahmen mobilisierten damals riesige Spendensummen, aber sie entfachten auch eine heftige Kontroverse, weil sie das Leid der Kinder schonungslos ausstellten. Seitdem hat sich die Bildsprache von NGOs verändert, doch es bleibt immer eine Gratwanderung zwischen der Wahrung der Würde eines Kindes und der Not, auf die wir ja aufmerksam machen müssen. Wir bei Save the Children führen diese Diskussion seit langem sehr intensiv. Wir haben strenge Leitlinien für eine ethische Bilderproduktion entwickelt, die wir weltweit anwenden. Und wir arbeiten immer wieder mit namhaften Fotografinnen und Fotografen wie Lynsey Addario oder Chris de Bode zusammen. Unser Buch

„Ich lebe“ gibt uns den Raum, unsere Bildsprache noch einmal weiterzuentwickeln, anders zu arbeiten als sonst, mit einer großen narrativen Komplexität.

**Wie würden sie die besondere Bildsprache von „Ich lebe“ beschreiben?**

Dominic Nahr fügt farbige Porträts und Reportagefotos mit analogen Schwarz-Weiß-Fotografien und Archivaufnahmen zusammen. Die Grenzen zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft verschwimmen. So wird deutlich, wie universell das Leid von Kindern im Krieg ist. Gleichzeitig blicken wir auf diese Weise tief hinein in die einzelnen Lebenswege unserer ‚Helden‘. Und wir entdecken Verbindungslinien zwischen den zeitlich und räumlich weit voneinander entfernten Schicksalen. Hier zählt nicht nur das einzelne, plakative Foto, sondern die ganzheitliche Erzählweise, die uns in ihren Bann zieht.

**Der Fotoband besticht mit einem außergewöhnlichen Layout. Was hat Sie inspiriert?**

Ich wollte gerne ein filmisches Buch schaffen, vielschichtig, multiperspektivisch, magisch. Mit Dominic Nahr und unserem Gestalter Harri Kuhn hatte ich dafür genau die richtigen Partner. Schon in den ersten Bildern und Interviews sahen wir mehr als eine Ansammlung einzelner Geschichten. Unsere Überlebenden fügten sich vielmehr zu einer ‚globalen Familie‘ zusammen, unabhängig von Ort und Zeit, zu einem Ensemble mit verteilten Rollen. Wir begannen, die Charaktere herauszuarbeiten, besondere Momente festzuhalten, Erzählungen zu vergleichen, und irgendwann waren die Farben im Spiel und wir wussten, dass dieses Konzept auch den Bildband prägen würde. Für jeden Charakter eine Farbe, die als Pigment in den Porträts vorkommt und zugleich die Persönlichkeit charakterisiert. Erich Karl, der Unerschütterliche, erhielt einen felsengrauen Akzent. Der so energiegeladene Jo Yong-woong aus Korea – zu ihm passte ein pulsierendes Orange. Und das Baby Rajiya aus Bangladesch bekam die Farbe der Liebe, einen leuchtenden Rotton, zugleich die Farbe von Save the Children. So wollen wir in unserer bilderstarken Zeit ein außergewöhnliches Zeugnis ablegen und Interesse wecken für unsere Arbeit als Nichtregierungsorganisation.

**Zurzeit erleben wir, wie Populisten weltweit mit Hilfe von Fake News – also mit falschen, nicht bewiesenen Behauptungen – Politik machen.**

**Wie wirkt sich das auf Ihre Arbeit als Nichtregierungsorganisation aus?**

Das Phänomen der Fake News ist für jeden Demokraten, für jede Institution und Organisation eine enorme Herausforderung. Wir beobachten seit Jahren, wie gerade die Legitimität der Nichtregierungsorganisationen, ihr Einsatz in der humanitären Hilfe in Frage gestellt wird. Deshalb arbeiten wir maximal transparent, informieren auf den verschiedensten Kanälen über die Arbeit von Save the Children. Damit stehen wir übrigens auch in der Tradition unserer Gründerin Eglantyne Jebb. Sie hat für ihre Zeit ungeheuer fortschrittlich gedacht. Es war das aufrüttelnde Foto eines verhungerten Kleinkindes aus Wien, das die Britin im Nachkriegsjahr 1919 dazu brachte, Save the Children ins Leben zu rufen und sich für die ‚Kinder der Feinde‘ zu engagieren. Bereits in den 1920er Jahren setzte sie auf die Massenmedien Film und Fotografie, schickte etwa einen

Kameramann nach Russland, um der britischen Öffentlichkeit zu beweisen, wie dramatisch die große Hungersnot dort war.

Ich bin zutiefst überzeugt: Wenn Fotografen und Filmemacher sich mit ihrer künstlerischen Einzigartigkeit unserer gesellschaftspolitischen Themen annehmen, dann entsteht etwas Wahrhaftiges, das stärker ist als Fake News.

**100 Jahre, das macht bei einem Protagonisten pro Jahrzehnt zehn Kriegskinder. Sie porträtieren aber 11 Menschen?**

Die Geschichte der Kriege ist nicht zu Ende. Und so haben wir für unsere ‚globale Familie‘ der Kinder des Krieges noch ein Baby gesucht, das im Jahr 2019 geboren wurde, also im anbrechenden neuen Jahrhundert von Save the Children. Wir fanden es im größten Flüchtlingslager der Welt, im Rohingya-Camp in Bangladesch. Wir hoffen, dass die kleine Rajiya stark genug ist, sich trotz ihrer widrigen Lebensumstände als Menschenkind entfalten zu können. Wir geben die Hoffnung nicht auf.

## Glossar

### Amal

Seite 13-17

### Homs

Anfang 2011 erreichte der Arabische Frühling auch Syrien. Landesweit demonstrierten Menschen für politische Freiheiten und für den Sturz der Regierung des diktatorischen Präsidenten Baschar al-Assad. Die drittgrößte Stadt Homs war eine der Hochburgen der Proteste. Das Assad-Regime reagierte dort mit extremer Gewalt auf die Aufstände. Mehrere Jahre lang wurde die Stadt belagert. Die Not der Zivilbevölkerung führte zu den ersten Fluchtbewegungen in die Nachbarländer Libanon, Jordanien, Irak und Türkei.

### Informelle Siedlung

Informelle Siedlungen sind nicht anerkannte Flüchtlingslager, sie entstehen häufig auf privatem Grundbesitz. Im Libanon leben syrische Flüchtlinge in rund 2.000 kleinen und mittelgroßen informellen Siedlungen. Für ihre provisorischen Bauten aus Planen und Holz zahlen sie Miete.

### Libanon

Seit dem Kriegsausbruch in Syrien haben die Nachbarländer Libanon, Türkei und Jordanien die meisten syrischen Flüchtlinge aufgenommen. Mittlerweile ist im Libanon jeder vierte der insgesamt sechs Millionen Einwohner ein syrischer Flüchtling, insgesamt rund 1,5 Million, die Hälfte davon sind Kinder. Eine weitere große Flüchtlingsgruppe im Land sind die Palästinenser. Die Lebens- und Arbeitssituationen der Geflüchteten sind verheerend. Allerdings kämpft der Libanon selbst mit massiven Wirtschaftsproblemen: Die Staatsverschuldung ist hoch, Unternehmen entlassen Mitarbeiter, die Armut nimmt sichtbar zu. Seit den Parlamentswahlen 2018 führt der Libanon Syrer in ihre Heimat zurück. 2019 und 2020 kam es in der Zedernrepublik aufgrund der

schwierigen wirtschaftlichen Situation zu Massenprotesten gegen die Regierung. Am 4. August 2020 erschütterte eine Explosionskatastrophe die Hauptstadt Beirut, ausgelöst durch ein riesiges Gefahrstofflager. Über 160 Menschen starben, Hunderttausende wurden obdachlos. Die Wut der Bewohner entlud sich in einer neuen Welle von Demonstrationen gegen die Regierung.

### Nest

Die Abkürzung steht für „Neustart im Team“, ein Programm der Bundesregierung. Besonders schutzbedürftige Familien aus ausgewählten Ländern sollen trotz Aufenthalts in einem Erstaufnahmeland (wie etwa dem Libanon) einen sicheren Aufenthalt in einem Drittstaat erhalten. Der Drittstaat, die Bundesrepublik Deutschland, hat sich bereit erklärt, Flüchtlingen für zunächst drei Jahre die Aufnahme zu gewähren. Im Rahmen der Pilotphase wählt das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR) die schutzbedürftigen Personen in Ägypten, Jordanien, Kenia, Libanon und Niger aus. Verantwortlich für das Programm in Deutschland sind das Bundesministerium des Innern (BMI), die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (IntB) sowie das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). Im März 2020 wurde das Programm aufgrund der Corona-Pandemie ausgesetzt.

### Syrienkrieg

Seit 2011 herrscht in Syrien Krieg: Russland und Iran kämpfen an der Seite des Assad-Regimes gegen oppositionelle, teilweise islamistische Rebellengruppen und Regierungsgegner. Schätzungsweise 400.000 Menschen starben bisher in diesem Krieg, mehr als fünf Millionen Syrer flohen ins Ausland, rund 6,5 Millionen Syrer sind Binnenflüchtlinge.

### Erich Karl

Seite 29-34

### Containerdorf Allende 2

Containerdörfer sind zumeist zeitlich begrenzte, also provisorische Unterkünfte. In Deutschland kamen sie zum Einsatz, als 2014/2015 eine größere Anzahl von Flüchtlingen untergebracht werden musste. In das Containerdorf Allende 2 zogen bereits im Herbst 2014 die ersten Geflüchteten ein.

### Eglantyne Jebb

Die visionäre britische Sozialreformerin Eglantyne Jebb gründete gemeinsam mit ihrer Schwester Dorothy Buxton 1919 in London den Save the Children Fund. Sie war schockiert von der Not hungernder Kinder in Deutschland und Österreich – eine Folge der alliierten Wirtschaftsblockade gegen die Zivilbevölkerung der Kriegsgegner. Eglantyne Jebb sagte damals: „Alle Kriege, gerechtfertigt oder ungerechtfertigt, verhängnisvoll oder siegreich, sind Kriege gegen Kinder.“ Somit nahmen die Schwestern den Kampf gegen die Verletzung von Kinderrechten auf. Anfangs noch gegen den Widerstand der Landsleute, überzeugten die Schwestern mit ihrem Engagement und gewannen sogar prominente Unterstützer wie den Dramatiker George Bernard Shaw oder den Ökonomen John Maynard Keynes. Im Dezember 1919 rief sogar Papst Benedikt XV. die Katholiken in aller Welt dazu auf, zum „Fest der unschuldigen Kinder“ für den Save the Children Fund zu spenden. So kam bereits im ersten Jahr eine Spendensumme von einer Million Pfund zusammen, heute umgerechnet etwa 52 Millionen Pfund. Bereits 1920 gründete Eglantyne Jebb zusätzlich L'Union Internationale de Secours aux Enfants (UISE) / Save the Children International Union (SCIU) in Genf, wo sich auch der Sitz des Völkerbundes befand. Ihr Ziel war es, ein internationales Netzwerk zu schaffen, um

Kinder weltweit besser zu schützen. 1923 formulierte Eglantyne Jebb die erste „Erklärung über die Rechte des Kindes“ und setzte das Thema Kinderrechte so auf die internationale Agenda. Die Generalversammlung des Völkerbundes verabschiedete diese Erklärung 1924, sie ist der Vorläufer der heutigen UN-Kinderrechtskonvention. Am 17. Dezember 1928 starb die britische Aktivistin, die wegen ihrer früh ergrauten Haare und ihres leidenschaftlichen Engagements ‚die weiße Flamme‘ genannt wurde, mit 52 Jahren in Genf.

**Erster Weltkrieg**

Der Erste Weltkrieg begann am 28. Juli 1914 mit der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien. Einen Monat zuvor war der österreichisch-ungarische Thronfolger Franz Ferdinand bei einem Attentat von Mitgliedern einer serbischen Untergrundorganisation ums Leben gekommen. Das Deutsche Kaiserreich verhielt sich gegenüber Österreich-Ungarn bündnistreu und erklärte am 1. August 1914 zunächst dem serbischen Partner Russland, dann zwei Tage später dem russischen Bündnispartner Frankreich den Krieg. Am 4. August trat Großbritannien in den Krieg ein. Im April 1915 setzte das Deutsche Reich erstmals Giftgas als Massenvernichtungswaffe ein. 1917 beteiligten sich auch die USA an dem Krieg, der ein Jahr später mit der Kapitulation des Deutschen Reiches endete. Bis zu 20 Millionen Menschen verloren ihr Leben.

**Hungerblockade**

Das britische Königreich erklärte 1914 die Nordsee zum Kriegsgebiet und kontrollierte so den gesamten Seehandel. Durch diese Seeblockade kam es in Deutschland zu Versorgungsengpässen: Lebensmittel und Rohstoffe wurden knapp, infolgedessen litt die Zivilbevölkerung schon im Herbst 1914 unter Hunger. Kartoffeln und Brot waren Mangelware, später auch Fleisch und Fett. Ende 1916 erhielten allein in Berlin 35.000 Kinder Schulspeisungen. Der sogenannte Steckrübenwinter verschärfte die Versorgungslage der Bevölkerung im Winter 1916/1917. 1917 sank die Lebensmitteleration auf 1000 Kalorien. Die Spanische Grippe, die im Oktober 1918 Tausende entkräftete Menschen dahin-

raffte, verschlimmerte die Situation noch weiter. Während des Krieges starben in Deutschland rund 700.000 Zivilisten an den Folgen der Unterernährung. Die britische Seeblockade wurde über den Waffenstillstand 1918 hinaus fortgesetzt, sie dauerte bis zum Friedensvertrag von Versailles im Juni 1919 an.

**Quäker**

Die Quäker, auch Religiöse Gesellschaft der Freunde, haben christliche Wurzeln und wurden im 17. Jahrhundert in England gegründet. Von 1919 bis 1926 engagierten sich die Quäker in Deutschland – gemeinsam mit Save the Children und ihrer schwedischen Schwesterorganisation Rädda Barnen, beide nicht religiös gebunden. Sie organisierten Kinder- und Schulspeisungen, die zeitweise mehr als einer Million Kinder pro Tag das Überleben sicherten. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg arbeiteten die Quäker und Save the Children zusammen, um die Not der deutschen Zivilgesellschaft und insbesondere die der Kinder zu lindern. 1947 erhielten die Quäker den Friedensnobelpreis für ihre humanitäre Hilfe. Ihre Arbeit führen sie auch im 21. Jahrhundert weltweit fort.

**Rädda Barnen**

(schwedisch für ‚Rettet die Kinder‘) Die schwedische Hilfsorganisation wurde im November 1919, ein halbes Jahr nach der Londoner Gründung von Save the Children, als Schwesterorganisation gegründet und ist heute Mitglied von Save the Children International. Durch die lange Präsenz im Land, Tausende ehrenamtliche Unterstützer und landesweite Programme für Kinder in Schweden ist Rädda Barnen heute dort eine der größten und bekanntesten Hilfsorganisationen.

**Save the Children Fund**

Im Nachkriegsjahr 1919, am 19. Mai, machte die britische Sozialreformerin und Kinderrechtlerin Eglantyne Jebb die Gründung ihrer Hilfsorganisation Save the Children Fund (Heute: Save the Children) mit einer Großveranstaltung in der Londoner Royal Albert Hall öffentlich. Ihre Mission: Gemeinsam mit einflussreichen und prominenten Mitstreitern wollte sie Spenden sammeln, um Kinder in

Deutschland und Österreich vor dem Hungertod zu retten. Seit der Gründung war die Organisation weltweit unter verschiedenen Namen und Vereinigungsformen tätig. Bereits 1920 baute Eglantyne Jebb ein internationales Büro in Genf auf: L’Union Internationale de Secours aux Enfants (UISE) / Save the Children International Union (SCIU). Zur selben Zeit entstanden in verschiedenen Ländern Ableger von Save the Children. 1946 kam es in Genf zu einem strategischen Zusammenschluss der SCIU mit weiteren Kinderschutzorganisationen, die unter dem Namen Union internationale de protection de l’enfance (UIPE) / International Union for Child Welfare (IUCW) zusammenarbeiteten. In den 1970ern schlossen sich mehrere Büros von Save the Children zusammen, um die International Save the Children Alliance zu gründen. Sie ging Save the Children International voraus, der internationalen Dachorganisation von Save the Children, mit Sitz in London. Das deutsche Büro von Save the Children wurde 2004 gegründet. Heute ist Save the Children die größte unabhängige Kinderrechtsorganisation der Welt und arbeitet in über 110 Ländern.

**Schiefertafeln**

Hatten zumeist die Größe von Tablets und waren aus Schieferstein gefertigt. Auf diesen Tafeln lernten einige Kinder bis in die 1960er Jahre hinein schreiben.

**Stalingrad**

(heute: Wolgograd) Deutsche Truppen versuchten während des Zweiten Weltkrieges – im August 1942 – die sowjetische Stadt Stalingrad einzunehmen. Stattdessen wurden die Deutschen von sowjetischen Truppen eingekesselt. Im Februar 1943 kapitulierte die deutsche Armee. Stalingrad war der Wendepunkt im Krieg und gilt als Inbegriff des militärischen Größenwahns der deutschen Wehrmacht.

**Weimar, Stadt der Klassiker**

In Weimar lebten im 18. und 19. Jahrhundert die Dichter Christoph Martin Wieland, Johann Wolfgang von Goethe, Johann Gottfried Herder und Friedrich von Schiller. Hier entstanden die meisten ihrer Werke, die zu den Klassikern der deutschen Literatur gehören.

**Weimarer Republik**

Die erste parlamentarische Demokratie Deutschlands von 1918 bis 1933. Die Politik stand vor vielen schwierigen Herausforderungen: soziale Not, Ruhrbesetzung, Inflation, Weltwirtschaftskrise. Dafür erlebten die Kultur, der Film, die Literatur und das Theater eine Dynamik, die bis heute prägend ist. Diese Zeit wird als die Goldenen Zwanziger gefeiert. Künstler wie Bertolt Brecht, Erwin Piscator, John Heartfield, Mary Wigman, Walter Gropius oder Ernst Toller zählten zur damaligen Avantgarde.

**Vanessa Ntakirutimana**

Seite 53-57

**Genozid**

Eine andere Bezeichnung für Völkermord. Im Genozid von Ruanda starben 1994 innerhalb von drei Monaten zwischen 800.000 und einer Million Menschen. Einige der Verantwortlichen wurden später an den Internationalen Strafgerichtshöfen von Arusha im benachbarten Tansania und Den Haag angeklagt.

**Hutu/Tutsi**

Hutu und Tutsi sind Bevölkerungsgruppen in Ostafrika. Die Hutu machen 85 % der Bevölkerung in Ruanda aus, dennoch wurden sie über Jahrzehnte von der Tutsi-Minderheit regiert. Traditionell waren die Hutu in der Landwirtschaft tätig, die Tutsi in der Viehwirtschaft. Als Belgien nach dem Ersten Weltkrieg Deutschland als Kolonialmacht in Ruanda ablöste, verschärften sich die Spannungen zwischen Hutu und Tutsi. Die Tutsi wurden begünstigt, zudem führte die belgische Kolonialmacht Ausweise ein, in denen die ethnische Zugehörigkeit mit einem ‚H‘ oder ‚T‘ gekennzeichnet war. Nach der Unabhängigkeit Ruandas Anfang der 1960er Jahre konnten die Tutsi ihren früheren Herrschaftsstatus nicht wiedererlangen. Stattdessen erhoben sich zum ersten Mal die Hutu und übernahmen die Macht. Als die lange benachteiligte Bevölkerungsgruppe arbeiteten die Hutu in den folgenden Jahrzehnten daran, ihren Status, oft auf Kosten der Tutsi, umzukehren und schlossen die Tutsi von höheren Bildungs- und Be-

schäftigungsmöglichkeiten aus. Anfang der 1970er Jahre kam es zu erneuten gewalttätigen Übergriffen. Der langjährige Konflikt fand seinen Höhepunkt im Genozid radikaler Hutu an den Tutsi und gemäßigten Hutu 1994.

**Paul Kagame**

Paul Kagame ist seit dem 22. April 2000 Präsident von Ruanda. Während des Völkermords kämpfte die Ruandische Patriotische Front (RPF) unter Kagame gegen die ruandischen Hutu und gegen die Armee. Die RPF beendete den Völkermord im Juli 1994. Nur wenige Tage später wurde Kagame zum Vize-Präsidenten und zum Verteidigungsminister ernannt. Sechs Jahre später setzte sich Paul Kagame als Präsident für einen strikten Versöhnungskurs ein. Er ließ jeden Hinweis auf die Ethnie aus den Dokumenten streichen und setzte auf ‚Unity and Reconciliation‘, auf Einigkeit und Versöhnung. 2017 ermöglichte eine Verfassungsänderung Paul Kagame eine dritte Amtszeit. Der Präsident kann bis 2034 im Amt bleiben.

**Ruandische Patriotische Front (RPF)**

Die RPF gründete sich 1985 unter Paul Kagame im ugandischen Exil mit dem Ziel, die Macht in Ruanda zu übernehmen. Das gelang erst 1994, als die RPF den Völkermord beenden konnte. Heute ist die RPF Regierungspartei in Ruanda.

**Vichuta Ly**

Seite 85-90

**Angka**

Angka ist die Kurzform von Angka padevat und heißt übersetzt: revolutionäre Organisation. Während der Herrschaft der Roten Khmer wurde Angka der Bevölkerung als geheimnisvolle allwissende Macht dargestellt. Dahinter verbargen sich, zunächst ohne Kenntnis der Bevölkerung, die Kommunistische Partei Kampuch eas, ihr politischer Führer Pol Pot und die Roten Khmer.

**Kambodscha/Kampuchea**

Das Königreich Kambodscha existierte bis 1975. Dann übernahmen die Roten Khmer die Macht im südostasiatischen Land und benannten es in Demokratisches Kampuchea um. 1979 entmachteten

vietnamesische Truppen die Roten Khmer und blieben zehn Jahre im Land. 1989 – unter Mitwirkung der Vereinten Nationen – wurde ein Friedensabkommen abgeschlossen, der Neuaufbau staatlicher Strukturen geregelt, eine neue Verfassung verabschiedet und die Monarchie wieder eingeführt.

**Killing Fields**

In Kambodscha gibt es rund 300 Orte, die so bezeichnet werden. Orte, an denen die Roten Khmer Schätzungen zufolge mehr als Hunderttausend Menschen ermordet haben. Allein in Choeung Ek in der Nähe von Phnom Penh wurden bis zu 17.000 Kambodschaner getötet.

**Pol Pot**

Der kambodschanische Politiker Pol Pot (vermutlich 1925 geboren) war Kommunist und politischer und militärischer Führer der Roten Khmer. Unter seiner Herrschaft wurden zwischen 1,7 bis über zwei Millionen Menschen getötet. 1998 starb er in Kambodscha.

**Rote Khmer**

Eine maoistisch-nationalistische Guerillabewegung, die von Pol Pot geführt wurde. Ihr Ziel war die Schaffung eines ‚neuen Menschen‘ durch die gewaltsame Überführung der Gesellschaft in ein agrarkommunistisches Land.

**Vietnam**

Zwischen Vietnam und Kambodscha gab es seit Ende des Vietnamkrieges mit den USA (1975) zahlreiche Grenzverletzungen. 1977 eskalierten die Gefechte an der Grenze. Als Reaktion auf die Provokationen durch die Roten Khmer marschierte Vietnam Ende 1978 in Kambodscha ein. Ihre Truppen drängten die Roten-Khmer-Einheiten zurück und eroberten im Januar 1979 die kambodschanische Hauptstadt Phnom Penh.

**María Consuelo Beltrán**

Seite 109-113

**Basken**

Eine ethnische und kulturelle Gemeinschaft in Nordspanien und Frankreich, mit eigener Sprache, Euskara. Während des spanischen Bürgerkrieges gestattete die Zentralregierung in Madrid den Basken, sich selber zu regieren.

Während der Franco-Diktatur (1939–1975) wurde diese Autonomie aufgehoben, die baskische Sprache verboten und politische Gegner verfolgt. Als Reaktion entstand 1958 die Untergrundorganisation Euskadi Ta Askatasuna (ETA). Ihr Ziel war eine unabhängige baskische Republik. Auch nach der Franco-Diktatur und der Wiedererlangung des Autonomiestatuts verübte die ETA terroristische Attentate auf Vertreter von Staat, Politik und Industrie. 2011 verkündete die ETA einen dauerhaften Waffenstillstand. 2018 löste sich die Organisation auf.

**General Franco**

Francisco Franco (1892-1975) war ein spanischer General, der sich im Juli 1936 gegen die demokratisch gewählte republikanische Regierung stellte. Sein Militärputsch löste den dreijährigen spanischen Bürgerkrieg aus, den er mit Hilfe des faschistischen Königreichs Italien und der deutschen Nationalsozialisten gewann. Franco unterdrückte jede Form von Autonomiebestrebung, er verfolgte bis zu seinem Tod seine vermeintlichen und tatsächlichen Gegner mit größter Brutalität.

**Guernica**

Im April 1937 wurde die baskische Stadt Guernica (auf Baskisch: Gernika-Lumo) von deutschen Kampfflugzeugen der Legion Condor bombardiert. Es starben vermutlich zwischen 200 und 300 Menschen.

**Niña**

Spanisch für Mädchen.

**Pablo Ruiz Picasso**

Weltberühmter spanischer Maler, Bildhauer und Grafiker (1881-1973), der nach der Bombardierung Guernicas im April 1937 sein beeindruckendes Monumentalgemälde „Gueznica“ in grauen, schwarzen und weißen Farbtönen malte. Dieses Werk zeigt wie kaum ein anderes den Schrecken des Krieges und wurde 1937 auf der Weltausstellung in Paris präsentiert. Nach fast 40 Jahren im ‚Exil‘ im New Yorker Museum of Modern Art ist es heute im Museo Nacional Reina Sofia in Madrid zu sehen.

**Spanischer Bürgerkrieg**

Der Spanische Bürgerkrieg dauerte von Juli 1936 bis April 1939. Seinen

Ausgang nahm der Bürgerkrieg in Spanisch-Marokko (damals spanisches Protektorat in Nordafrika) und erreichte bereits im Juli 1936 das spanische Festland. Rechtsgerichtete Generäle wollten die linke, demokratisch gewählte Volksfrontregierung Spaniens durch einen Militärputsch stürzen. Unter Führung von General Francisco Franco entwickelte sich diese Revolte zum blutigen Bürgerkrieg.

**Jo Yong-woong**

Seite 133-137

**38. Breitengrad**

Bildet seit 1945 die Grenze zwischen Nord- und Südkorea. Die damalige japanische Kolonie Korea wurde nach der Kapitulation Japans zum Ende des Zweiten Weltkrieges im Norden von der Sowjetunion und im Süden von den USA besetzt. Am 25. Juni 1950 überschritten nordkoreanische Truppen die Demarkationslinie am 38. Breitengrad und griffen den Süden an. Das war der Auslöser für den Koreakrieg, der im Juli 1953 mit einem Waffenstillstand ohne Friedensabkommen endete. Die demilitarisierte Zone entlang des 38. Breitengrads ist bis heute die Grenze der beiden koreanischen Staaten.

**General MacArthur**

Douglas MacArthur (1880-1964) war ein US-amerikanischer ‚General of the Army‘. Der zweithöchste Dienstgrad in der US-Armee wird nur in Kriegszeiten mit Zustimmung des Kongresses verliehen. MacArthur war im Zweiten Weltkrieg Oberbefehlshaber im Pazifik. Im Koreakrieg führte er die US-amerikanischen und die UN-Truppen an.

**Operation Chromite**

Die Wende im Koreakrieg, als General MacArthur die erfolgreiche Landung der alliierten Truppen bei Incheon durchführte und einen strategisch wichtigen Brückenkopf von der nordkoreanischen Armee zurückeroberte.

**Theophilus Chukwuemeka Amadi**

Seite 165-169

**Baptisten**

Zählen zur protestantischen Kirche, setzen jedoch auf die Praxis der

Gläubigen- und nicht auf die Säuglingstaufe. Die einzelnen Gemeinden sind autark.

**Biafra/Biafrakrieg**

Biafra ist eine an Erdöl reiche Region im Südosten Nigerias, die im Bürgerkrieg von 1967 bis 1970 um ihre Unabhängigkeit kämpfte. Auslöser war u. a. eine Gebietsreform der nigerianischen Regierung, die das Land in 12 Bundesstaaten unterteilte. Dabei wurden die Grenzen so gelegt, dass die Erdölgebiete im Nigerdelta außerhalb des Zugriffes der Bevölkerungsgruppe der Igbo lagen. Daraufhin rief der Militärgouverneur von Biafra am 30. Mai 1967 die Unabhängigkeit aus. Nur eine Woche später begann Nigeria den Krieg. Menschenrechtsorganisationen schätzen, dass dabei drei Millionen Menschen starben. Im Januar 1970 kapitulierte die Republik Biafra, sie wurde im Anschluss wieder in den Staat Nigeria eingegliedert.

**Igbo**

Nigeria ist ein Vielvölkerstaat mit rund 250 ethnischen Gruppierungen mit jeweils eigenen Sprachen. Die christlichen Igbo leben im Südosten des Landes und zählen mit 18 % zu den drei größten Sprach- und Volksgruppen, neben den Hausa-Fulani (33 %) im Norden und den Yoruba (21 %) im Südwesten.

**International Union for Child Welfare (IUCW)**

Die International Union for Child Welfare (IUCW), entstanden 1946 durch den Zusammenschluss der 1920 gegründeten Save the Children International Union (SCIU) mit weiteren Kinderschutzorganisationen, war im und nach dem Biafrakrieg aktiv. Sie kümmerte sich vorrangig um unterernährte Kinder sowie Waisenkinder und Kinder, die von ihren Angehörigen getrennt wurden.

**Kwashiorkor**

Eine schwere Form eines Protein-Energie-Mangelsyndroms. Kinder magern ab, leiden unter Anämie, Diarrhoe sowie unter Wachstumsverzögerungen. Allein 1968 starben Tausende Kinder in Biafra an den Folgen, da sie nicht behandelt werden konnten. Die nigerianische Armee hatte die Region von Lebensmitteln und weiteren Hilfen abgeschnitten.

**José**

Seite 189-194

**FARC**

FARC steht für Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia – eine linke, sozialrevolutionäre Guerillabewegung in Kolumbien. Seit 1964 führt die FARC einen bewaffneten Kampf gegen den kolumbianischen Staat. 2016 schlossen beide Parteien einen Friedensvertrag, der sich jedoch als brüchig erwies. 2019 kündigte die FARC eine Wiederbewaffnung an.

**Kokaplantagen**

Sind in Kolumbien weit verbreitet. Das Büro der Vereinten Nationen für Drogen- und Verbrechensbekämpfung (United Nations Office on Drugs and Crime, UNODC) hat 2018 darauf hingewiesen, dass im Land auf 171.000 Hektar Koka für die Herstellung der Droge Kokain angebaut wird. Zum Teil werden die Bauern von Drogenkartellen sowie von der FARC genötigt, Koka anzupflanzen. Koka wird aber auch als Heilpflanze genutzt, insbesondere bei den indigenen Völkern in der Andenregion. Schon im 19. Jahrhundert berichteten europäische Ärzte über die Heilkraft der Pflanze.

**Narcos**

Die spanische Kurzform für Drogenhändler.

**Participation and Communication Project (PACO)**

Ein Mentoren-Programm von Save the Children für Jugendliche, die in Krisengebieten aufwachsen. Ziel des Programms ist, dass Jugendliche lernen, Konflikte gewaltfrei zu lösen und sich aktiv am öffentlichen Leben zu beteiligen.

**Paramilitärs**

Paramilitärische Gruppen sind militärisch ausgestattet und trainiert, ohne einer regulären Armee anzugehören. Sie sind eine weitere Macht im Land, die mafiöse, gewaltsame Strukturen besitzt und der Zivilgesellschaft und dem Staat den Kampf ansagt.

**Schutzschild**

Ein Schild, der eine Person schützt. In Konfliktsituationen verstecken sich bewaffnete Gruppen oder Militärs oft hinter ‚menschlichen Schutzschilden‘,

in der Regel Zivilisten oder zivile Einrichtungen wie Schulen oder Krankenhäuser.

**Evelyne Brix**

Seite 221-225

**Alliierte**

In diesem Kontext sind die Verbündeten des Zweiten Weltkrieges (1939–1945) gemeint: die USA, Großbritannien, Frankreich und die Sowjetunion. Sie kämpften gegen das Deutsche Reich und seine Verbündeten, Italien und Japan.

**DDR**

Nach der Kapitulation Deutschlands, im Mai 1945, teilten die Alliierten Deutschland in Besatzungszonen auf. Auf dem Gebiet der Westalliierten (USA, Großbritannien und Frankreich) entstand 1949 die Bundesrepublik Deutschland (BRD). Aus der Sowjetischen Besatzungszone ging die Deutsche Demokratische Republik (DDR) hervor. Ende der 1980er Jahren führten dort wirtschaftliche Engpässe und politische Repression zur Unzufriedenheit der Bevölkerung: erkennbar an den zunehmenden Ausreiseanträgen, Massenfluchten ins Ausland und friedlichen Protesten in den Städten. Am 9. November 1989 fiel die Berliner Mauer, die Grenzen wurden geöffnet. Im August 1990 wurde der Einigungsvertrag zwischen beiden Regierungskabinetten der DDR und BRD beschlossen. Am 3. Oktober 1990 wurde die deutsche Einheit zwischen den fünf neuen Bundesländern und den 11 alten Bundesländern vollzogen.

**Kinderlandverschickung**

Während des Zweiten Weltkrieges, ab 1940, wurden unter dem Begriff ‚Erweiterte Kinderlandverschickung‘ Schulkinder sowie Mütter mit Kleinkindern aus den Städten gebracht, da diese aus der Luft angegriffen wurden. Bis Kriegsende wurden so über zwei Millionen Kinder und Jugendliche für eine begrenzte Zeit evakuiert.

**Konzentrationslager**

Die Arbeits- und Vernichtungslager wurden während des Nationalsozialismus im Deutschen Reich und in den besetzten Gebieten eingerichtet mit dem Ziel, Menschen als Arbeitskräfte

auszubeuten oder sofort zu ermorden. Verfolgt, verhaftet und ermordet wurden deutsche und europäische Juden, politisch Andersdenkende, Andersgläubige, Theologen, geistig Behinderte, von den Nazis sogenannte Asoziale, Homosexuelle, Roma und Sinti.

**Lebensmittelmarken**

Wurden im Zweiten Weltkrieg von öffentlichen Behörden ausgegeben, um die Versorgung der Bevölkerung mit Grundnahrungsmitteln und Konsumgütern zu gewährleisten. Lebensmittel wie Brot, Milch, Eier und Zucker wurden rationiert. Die Marken legten fest, welche Menge an Lebensmitteln gekauft werden durfte. Das System der Lebensmittelkarten wurde nach Kriegsende bis in die 1950er Jahre beibehalten.

**Schwedenspeisungen**

Retteten nach Ende des Zweiten Weltkrieges Tausenden von Kindern das Leben. Von 1946 bis April 1949 versorgten die schwedische Organisation Rädda Barnen und der britische Save the Children Fund notleidende Kinder mit Suppen. In Berlin und im Ruhrgebiet wurden 28.000 bzw. 55.000 Portionen pro Tag ausgegeben. Die Schwedenspeisung war entweder süß oder herzhaft und mit Fleisch.

**Zweiter Weltkrieg**

Am 1. September 1939 begann der Zweite Weltkrieg mit dem Überfall Deutschlands auf Polen. Das Ziel des damaligen Reichskanzlers Adolf Hitler war die Vorherrschaft in Europa und die Eroberung von ‚Lebensraum im Osten‘, getrieben von einer nationalsozialistischen Rassenideologie. Im Mai 1945 besiegten die alliierten Streitkräfte Deutschland. Die Kriegsbilanz: Über 60 Millionen Menschen starben. Mehr als sechs Millionen europäische Juden wurden von den deutschen Nationalsozialisten ermordet, ebenso Tausende Sinti und Roma. Verfolgt und ermordet wurden aber auch Menschen mit Behinderungen, politisch Andersdenkende und Homosexuelle.

**Mawla Jan Nazari**

Seite 245-249

**Ḥarām**

Für Muslime sind Dinge oder Handlungen ‚ḥalāl‘ oder ‚ḥarām‘, also

erlaubt oder verboten und müssen sich nach den muslimischen Traditionen (Sunna) und dem Koran richten.

#### Mudschaheddin

Die islamistischen ‚Heiligen Krieger‘ kämpften von 1979 bis 1989 gegen die sowjetischen Invasoren in Afghanistan. Die Mudschaheddin wurden von den USA, Pakistan und Saudi-Arabien finanziert. In den 1990er Jahren führten ehemalige Mudschaheddin Milizen an, die gegen die Taliban kämpften. Später, im Bemühen um den Aufbau eines neuen Afghanistan, wurden ehemalige Anführer zu Politikern und bevorzugten Ansprechpartnern des Westens.

#### Sowjetische Intervention

Der sowjetischen Intervention in Afghanistan ging ein innenpolitischer Machtkampf unter verschiedenen Flügeln afghanischer Kommunisten voraus. Im Dezember 1979 besetzte die sowjetische Armee Afghanistan und blieb bis 1989 im Land.

#### United Nations High Comissioner for Refugees (UNHCR)

Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen versorgt Geflüchtete, hilft bei der Integration in den Aufnahmeländern oder bei der Rückkehr in die Heimatländer.

## Rajiya

Seite 277-282

#### Aung San Suu Kyi

Die Friedensnobelpreisträgerin (geb. 1945) und De-facto-Regierungschefin von Myanmar musste sich im Dezember 2019 vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag zu den ethnischen Säuberungen und zum Genozid an den Rohingya erklären. In Den Haag hatten muslimische Staaten unter der Federführung Gambias die Klage gegen Myanmar eingereicht. Die Politikerin bestritt den Völkermord und sprach von „Einzelfällen“.

#### Bangladesch

Das überwiegend muslimische südasiatische Land hieß nach der Trennung von Britisch-Indien im Jahr 1947 Ostpakistan und wurde 1971 nach der Trennung von Pakistan unabhängig. Das tief gelegene, oft von Überflutungen heimgesuchte Bangladesch grenzt im

Südosten an Myanmar (früher Burma), die Heimat der Rohingya. Bangladesch, lange eines der ärmsten Länder der Welt, schaffte in den letzten Jahren einen bemerkenswerten wirtschaftlichen Aufschwung und zählt nun zu den nächsten 11 aufstrebenden Volkswirtschaften (Next Eleven).

#### Kutupalong

Kutupalong ist das derzeit größte Flüchtlingslager der Welt und liegt im Distrikt Cox’s Bazar. Hier leben annähernd eine Million Rohingya. Das Camp wird von den Vereinten Nationen und der bangladeschischen Regierung geleitet. Ebenso sind zahlreiche karitative Organisationen vor Ort aktiv. Save the Children konnte in der Notsituation nach dem Exodus der Rohingya aus Myanmar im Sommer 2017 als eine der ersten Organisationen umfangreiche Hilfe leisten, weil die Kinderrechtsorganisation bereits seit 2012 vor Ort präsent ist. Seit der Rohingya-Krise 2017 wurde die Hilfe massiv ausgeweitet und umfasst jetzt u. a. Gesundheitsstationen, Spiel- und Lernräume für Kinder, den Bau von Straßen, Brücken und Sanitäreinrichtungen, die Verteilung von Nahrungsmitteln sowie die Zusammenführung von Kindern mit verlorenen Angehörigen.

#### Myanmar

Das südostasiatische Land ist ein Vielvölkerstaat. Seit 2016 regiert Aung San Suu Kyi faktisch das Land. Sie selbst hat gegen das frühere Militärregime gekämpft und lebte 15 Jahre unter Hausarrest. Seit dem Sommer 2017 wird die Regierung Myanmars unter Aung San Suu Kyi beschuldigt, gezielt gegen die Rohingya vorzugehen. Am 25. August 2017 eskalierte der Konflikt zwischen der radikalen Arakan Rohingya Salvation Army und dem Militär Myanmars. Die darauffolgenden Gewaltwellen erschütterten die Provinz Rakhine: Hütten wurden niedergebrannt, Menschen getötet. Mehr als 700.000 Rohingya flohen ins benachbarte Bangladesch. Die Vereinten Nationen sprechen von einer ethnischen Säuberung.

#### Rohingya

Rohingya ist seit den 1950er Jahren der Name für eine staatenlose, überwiegend muslimische Minderheit in Myanmar (ehemals Burma). Die

Geschichte der Bevölkerungsgruppe ist kompliziert und umstritten. Sie leben hauptsächlich in der nördlichen Provinz von Myanmar, Rakhine, dem früheren Königreich Arakan. Dorthin waren sie laut einigen Historikern im 16. Jahrhundert aus Bengalen geflohen oder deportiert worden. Andere Quellen besagen, dass die Rohingya von der britischen Kolonialmacht als Arbeiter aus Bengalen ins heutige Myanmar umgesiedelt wurden. Dort haben die Rohingya laut einem Gesetz von 1982 kein Anrecht auf Staatsbürgerschaft, denn diese gilt nur für Ethnien, die bereits vor 1824, also vor Beginn der britischen Kolonialherrschaft in Burma ansässig waren. Im Zweiten Weltkrieg, als Burma zwischen Briten und Japanern umkämpft war, verhielten sich die Rohingya loyal zur britischen Kolonialmacht, buddhistische Bevölkerungsgruppen hingegen standen auf Seiten Japans. In Myanmar sind die Rohingya seit Jahrzehnten Repressionen und Verfolgungen ausgesetzt, immer wieder kommt es zu Fluchtwellen. Gleichzeitig bekämpfen militante Rohingya die buddhistische Regierung. Diese spricht dabei nicht von Rohingya, sondern von Bengali, von illegalen Einwanderern aus dem heutigen Bangladesch, dem früher britisch-indischen Ost-Bengalen. Die Bezeichnung der Rohingya bestimmte auch die Reise des Papstes nach Myanmar und Bangladesch nach den Gräueltaten im Sommer 2017. Trotz Bedenken katholischer Bischöfe in Myanmar sprach Papst Franziskus bei einem Treffen mit Angehörigen der muslimischen Minderheit sichtlich ergriffen die Worte „Die Anwesenheit Gottes heißt heute auch Rohingya“ und bat für das erlittene Leid um Vergebung.

## Über die Mitwirkenden

### Die Gastautoren

**Anne-Sophie Mutter – Violinistin, Mentorin und ‚Geschichtenerzählerin‘**  
Anne-Sophie Mutter ist die herausragende Violinvirtuosin unserer Zeit. Dabei ist die viermalige GRAMMY®-Award-Gewinnerin der Auf-führung traditioneller Kompositionen genauso verpflichtet wie der Zukunft der Musik: 28 ihr sowie der Anne-Sophie Mutter Stiftung gewidmete Werke hat sie bislang uraufgeführt. Sie spielt Beethoven mit der gleichen Hingabe wie beispielsweise die Werke des Filmkomponisten John Williams, die auf den neuen CDs „Across the Stars“ und „John Williams in Vienna“ verewigt wurden. Trotz ihres ausgefüllten Konzertlebens findet Anne-Sophie Mutter immer Zeit für soziales Engagement. Ihre gleichnamige Stiftung fördert seit mehr als zwei Jahrzehnten junge Solisten. Ihr Credo: „Musik berührt nur, wenn sie eine Geschichte erzählt.“ Die engagierte Philanthropin sieht sich selbst als ‚Geschichtenerzählerin‘ – auch jenseits des Konzertsaals. Seit Ende der 1990er Jahre unterstützt sie auf vielfältige Weise die humanitäre Arbeit von Save the Children: 2019 gab die Künstlerin in der Elbphilharmonie gemeinsam mit den Wiener und Berliner Philharmonikern Benefizkonzerte für die Kinder im kriegszerrütteten Jemen. Zuletzt las Anne-Sophie Mutter im Rahmen der Aktion „SavewithStories“ aus ihrem Lieblingskinderbuch vor. Für den Bildband „Ich lebe“ stellt sie eine Fotografie aus einem syrischen Flüchtlingslager in Libanon vor.

**Ingo Zamperoni – Anchozman des Ersten Deutschen Fernsehens**  
Ingo Zamperoni präsentiert als Moderator der *ARD tagesthemen* eine der wichtigsten Nachrichtensendungen des deutschen Fernsehens. In seinem journalistischen Alltag kondensiert

er kenntnisreich und sympathisch die tägliche Fülle der Informationen und Bilder zu prägnanten Sätzen und vermittelt seinen Zuschauern allabendlich die Brisanz der Weltlage. Trotzdem blickt der deutsch-italienische Journalist mit großer Gelassenheit auf das Fernsehgeschäft und zitiert dabei gerne seinen amerikanischen Professor: „Es ist nur Fernsehen, keine Gehirnechirurgie – niemand stirbt.“ Ingo Zamperoni studierte in den USA, arbeitete als freier Producer bereits 2000 für das ARD-Studio Washington und berichtete 2014-16 für drei Jahre als Auslands-korrespondent aus den Vereinigten Staaten. Seine persönlichen Beobachtungen veröffentlichte der engagierte Berichterstatte in zwei Sachbüchern: „Fremdes Land Amerika“ und „Anderland: Die USA unter Trump – ein Schadensbericht“. Für die gemeinsame Kampagne von Save the Children und der Zeitschrift *Brigitte* trug Ingo Zamperoni 2016 zum ersten Mal den „Schal fürs Leben“, dessen Erlös syrischen Flüchtlingskindern zugute kommt. Für unser Fotobuch „Ich lebe“ hat der Nachrichtenmoderator ein Bild aus Deutschland betrachtet.

**Jon Swain – Auslandsreporter aus Leidenschaft**  
Jon Swain gehört zu den bedeutendsten Kriegsreportern der vergangenen 50 Jahre. Er berichtete über den Vietnamkrieg und war im letzten Flieger nach Phnom Penh, ehe die Stadt 1975 an die Roten Khmer fiel. Er entkam dem Tod durch Erschießen am Mekong, als ein Dolmetscher intervenierte, eine Szene, die sich in Roland Joffes Film „The Killing Fields“ findet. Seine Reportagen für die *SUNDAY TIMES* zu Beginn des Genozids in Kambodscha trugen Swain die Auszeichnung als jüngster britischer „Journalist of the Year“ ein – der Anfang einer Karriere, die sich durch Mitgefühl für die Opfer von Konflikten und die Suche

nach Gerechtigkeit auszeichnet. Seine gefeierten Erinnerungen, „River of Time“, sollen zu einem Spielfilm werden. Nach dem Genozid in Ruanda spürte Swain einige der brutalsten Täter in ihren Verstecken in England und Italien auf und rekonstruierte akribisch deren Rolle in den Massakern. Für dieses Buch beschreibt Swain eine Sammlung von Polaroids aus dem Archiv von Save the Children, darunter auch das Bild von Vanessa Ntakirutimana, die durch den Genozid ihre Eltern verlor.

**Anne Watts – Lebensretterin und Freundin**  
Menschen zu helfen, das ist die Berufung der englischen Krankenschwester und Hebamme Anne Watts, die damit beruflich in die Fußstapfen ihrer früh verstorbenen Mutter trat. Der Vater, ein Offizier der Handelsmarine, gab ihr den Rat: „Das ist deine Welt, entdecke sie und erfreu dich daran.“ Als junge Frau folgte Anne Watts der Philosophie ihrer Eltern: Helfen und die Welt kennenlernen, auch mit ihren Abgründen. 1967 meldete sie sich auf eine Annonce von Save the Children und war seitdem über Jahrzehnte für die Organisation im Einsatz. 1979 ging sie an die kambodschanisch-thailändische Grenze, ins Sa Kaeo Flüchtlingscamp, das die thailändische Regierung mit Hilfe der UN eingerichtet hatte. Dort begegnete Anne Watts einem 14-jährigen Mädchen, das ihr sogleich auffiel. „Sie hatte so ein gewisses Strahlen in den Augen; einen Blick, den Menschen haben, die viel Schreckliches ertragen mussten und dennoch denken, ‚es wird mich nicht überwältigen‘.“ Dieses Mädchen war die Kambodschanerin Vichuta Ly. Bis heute sind Anne Watts und Vichuta Ly enge Freundinnen.

**Margrethe Vestager – Kämpferin für europäische Gerechtigkeit**  
Gefürchtet zu sein ist im Grunde das größte Kompliment, das die EU-Kom-

missarin für Wettbewerb und Digitales (sowie geschäftsführende Vizepräsidentin der Europäischen Kommission) für ihre Arbeit erhalten kann. Seit ihrer Ernennung 2014 kämpft die dänische Politikerin aus Überzeugung gegen unzulässige Kartelle, unfairen Handel und illegale Manöver zur verdeckten Steuerhinterziehung. „Googles schlimmster Alptraum“ (*DER SPIEGEL*) macht dabei auch vor globalen Konzernen nicht Halt und hat weit über 15 Milliarden Euro an Kartellstrafen verhängt. Die studierte Wirtschaftswissenschaftlerin und dreifache Mutter leitete in Dänemark bereits das Bildungs-, Kirchen-, Wirtschafts- und das Innenministerium, bevor sie nach Brüssel ging. Für Save the Children kommentiert sie das Bild der baskischen Seniorin María Consuelo Beltrán, die ohne Unterbrechung auf einer Nahtstelle des neuen Europas gelebt hat und lebt.

#### Ban Ki-moon – Weltdiplomat der Verständigung

Als ehemaliges Flüchtlingskind des Koreakrieges widmete sich Ban Ki-moon in seiner langen Karriere der Verteidigung der Menschenrechte und Solidarität. Ob als Vizekonsul in Neu-Delhi und Generalkonsul in den USA, als südkoreanischer Außenminister oder als achter Generalsekretär der Vereinten Nationen (2007–2016): Überall erwies er sich als überzeugter Akteur der globalen Verständigung. Nach dem Ende seiner zweiten Amtszeit als Vorsitzender des UN-Sekretariats gründete er das Ban Ki-moon Centre for Global Citizens und trat The Elders bei, einem Zusammenschluss ehemaliger Staatsmänner und -frauen und globaler Führungspersönlichkeiten. Die Gruppe, deren stellvertretender Vorsitzender er gegenwärtig ist, wurde von Nelson Mandela gegründet und setzt sich für Frieden, Gerechtigkeit und Menschenrechte ein. Für dieses Buch anlässlich des 100-jährigen Jubiläums von Save the Children beschreibt der 76-Jährige ein Porträt seines Landsmannes Jo Yong-woong, der in Sachen Bildung als Kind durch seine amerikanische Patin Unterstützung erfuhr.

**Professor Wole Soyinka – Nobelpreisträger und couragierte Stimme Afrikas** Wole Soyinka zählt zu den bedeutendsten Literaten und Intellektuellen

weltweit. 1934 in Abeokuta geboren, studierte er in Nigeria und Großbritannien englische Literatur. Er erforschte das afrikanische Drama, schrieb Theaterstücke und Gedichte, lehrte Literatur und arbeitete als Dramaturg. Weil er sich während des Biafrakrieges für Friedensverhandlungen einsetzte, wurde Wole Soyinka wegen Landesverrats bis 1969 inhaftiert. Während der Diktatur unter General Abacha (1993–1998) ging er ins Exil in die USA und lehrte auch dort Literatur. 1986 erhielt er als erster afrikanischer Literat den Literaturnobelpreis. Bis heute erhebt der 86-jährige Schriftsteller seine Stimme für Meinungsfreiheit, gegen den Terror der islamistischen Miliz Boko Haram und für bessere Perspektiven für Afrika. Unserem Buch „Ich lebe“ stiftete Wole Soyinka sein Gedicht „The Child Before a Mirror of Strangers“, das er 2019 anlässlich des 30. Jubiläums der UN-Kinderrechtskonvention den Kindern dieser Welt widmete.

#### Mayte Carrasco und Marcel Mettelsiefen – Kriegsreporter in gemeinsamer Mission

Er kommt von der Fotografie und aus München, sie ist Schriftstellerin und Katalanin. Gemeinsam ist beiden der Mut, sich bei klarem Verstand in umkämpfte Gebiete zu wagen. Es ist also vielleicht kein Zufall, dass sich die Kriegsreporter Marcel Mettelsiefen und Mayte Carrasco im krisengeschüttelten Kabul kennenlernten. Seitdem gehen sie ihren privaten Weg gemeinsam, und gelegentlich arbeiten sie auch zusammen. Zuletzt realisierten sie die vierteilige *arte*-Dokumentation „Afghanistan. Das verwundete Land“. Schnelle Wahrheiten kommen für beide nicht in Frage, wenn sie akuten Konflikten und Krisen journalistisch nachgehen. Das gilt sowohl für Marcells Oscar-nominierten Dokumentarfilm „Watani – My Homeland“ über die Flucht einer Familie aus dem gnadenlos umkämpften Syrien als auch für Maytes Film „Fragmentos“, der von Frauen und sexualisierter Gewalt in Kolumbien erzählt. Das Land mit der zweitgrößten Population Südamerikas kennen beide aus eigener Anschauung. Als langjährige Freunde von Save the Children beschreiben sie hier in einem gemeinsamen Text das Spannungs-

verhältnis zweier Fotos aus der Lebensgeschichte von José David Ríos, der in dem Teil Kolumbiens aufgewachsen ist, der an die ecuadorianische Heimat von Marcells Mutter grenzt.

#### Ulrike C. Tscharre – Botschafterin der Entschlossenheit

Als Zielfahnderin Hanna Landauer wie in vielen anderen Rollen überzeugt die deutsch-österreichische Schauspielerin durch starke Präsenz und subtiles, nuanciertes Spiel. Dafür wurde sie u. a. mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet. Ihre eindringliche Stimme verleiht auch Hörbüchern Emotionalität und Spannung. Seit 2019 ist die Wahlberlinerin Botschafterin für Save the Children. Die Gründerin Eglantyne Jebb zählt sie zu ihren persönlichen Heldinnen, sie selbst setzt sich für die Bildung und Förderung benachteiligter Kinder ein – etwa in Rumänien, wo sie sich vor Ort von der Arbeit der Organisation überzeugte. Überdies unterstützt Ulrike C. Tscharre die Aktion „Ein Schal fürs Leben“ für die Zukunft syrischer Kinder. Die Berliner Seniorin Evelyne Brix, die sie hier beschreibt, hat sie beim Festakt zum 100-jährigen Bestehen von Save the Children persönlich kennengelernt.

#### Amir Hassan Chehelan – „der Balzac Irans“

Amir Hassan Chehelan zählt zu den wichtigen zeitgenössischen Schriftstellern Irans. Seine Teheran-Trilogie: „Teheran, Revolutionsstraße“, „Teheran, Apokalypse“ und „Teheran, Stadt ohne Himmel“ spiegelt die jüngste Zeitgeschichte des Iran wieder. Die Bücher thematisieren das Leben in der Islamischen Republik, die Widersprüche im Alltag ebenso wie die Herausforderungen der Moderne. Im Frühjahr 2020 veröffentlichte er sein jüngstes Werk „Der Zirkel der Literaturliebhaber“. Ein Bildungsroman, in dem Amir Hassan Chehelan zum ersten Mal über seine Familie schreibt, über den privaten Literaturzirkel seiner Eltern und deren Liebe zur Literatur. Darüber hinaus meldet sich Amir Hassan Chehelan in der deutschsprachigen Öffentlichkeit mit Essays und Zeitungsartikeln zu Wort: Engagiert und klug zeigt er die Veränderungen in der Megacity Teheran auf und schreibt über die

Stimmungen seiner Landsleute, über den Zusammenhalt z. B. zu Zeiten der Corona-Pandemie. Für „Ich lebe“ hat uns Amir Hassan Chehelan mit seiner Poesie beschenkt. Er interpretiert eine Fotografie aus dem benachbarten Afghanistan.

#### Dr. Gerd Müller – Humanist im globalen Format

Seit 2013 hat das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung einen Dienstherrn und Dynamo in Personalunion. Gerd Müller bereichert das Bundeskabinett als Überzeugungstäter, er stößt immer wieder Initiativen für eine gerechtere Globalisierung an – etwa durch den Marshallplan mit Afrika, das staatliche Textilsiegel Grüner Knopf oder die Allianz für Klima und Entwicklung. Mit seinen Büchern „Unfair!“ und „Umdenken“ mahnt er einen fairen Handel mit Entwicklungsländern an. Der engagierte Katholik informiert sich an vielen Brennpunkten über die Lage von Menschen in Not; auch in Bangladesch. Seine kämpferische Rede auf dem Festakt zum 100-jährigen Jubiläum von Save the Children beeindruckte. Als überzeugter Unterstützer ermöglichte er auch eine Fotoausstellung mit den Bildern dieses Buches in den Räumen seines Ministeriums. Zudem macht er mit bei der Aktion „Ein Schutz fürs Leben“ von Save the Children und der Zeitschrift *Brigitte*, die den von der Corona-Pandemie gefährdeten Kindern auf allen Kontinenten gilt.

### Die Macher

#### Dominic Nahr – Weltreisender und Menschenfreund

Der preisgekrönte Schweizer Fotograf Dominic Nahr wuchs in Hongkong auf und lebte lange in Ostafrika. Seit mehr als zehn Jahren berichtet der Leica-Botschafter von den Krisenherden der Welt. Seine Reportagen über den Bürgerkrieg im Südsudan, über Rebellen und Kindersoldaten im Kongo oder über den Terrorismus in Somalia wurden in internationalen Zeitschriften wie *Time Magazine*, *The New Yorker*, *DIE ZEIT* oder *stern* veröffentlicht. Dominic Nahr beobachtet Menschen mit tiefer Empathie, seine Bildsprache geht über die Dokumentation

der Grausamkeiten und Katastrophen hinaus. 2017 gründete er mit Kollegen die Fotoagentur MAPS. Im selben Jahr fotografierte Dominic Nahr den Hilfeinsatz von Save the Children im dürregeplagten Somalia für *National Geographic* und *DER SPIEGEL*. Seit 2018 arbeitet Dominic Nahr für das Save the Children-Projekt „Ich lebe“. 2019 zeigten wir seine Fotografien im Bundesministerium für Entwicklung und wirtschaftliche Zusammenarbeit und im Auswärtigen Amt in Berlin sowie vor Vertretern der EU-Kommission in Brüssel.

#### Anna Mayumi Kerber – sensible Chronistin

Die österreichische Journalistin Anna Mayumi Kerber war über ein Jahrzehnt auf dem afrikanischen Kontinent zu Hause. Sechs Jahre davon lebte sie in Kenia und leitete u. a. das Ostafrika-Büro der Deutschen Presse-Agentur in Nairobi. Sie hat zahlreiche bewegende Reportagen veröffentlicht, die den Kontinent in all seiner Vielschichtigkeit zeigten. 2017, auf einer Pressereise von Save the Children nach Somalia, fiel uns ihre präzise und gewissenhafte Recherche auf. Ein Jahr später begann unsere Zusammenarbeit mit Anna Mayumi Kerber. Für „Ich lebe“ reiste sie in neun Länder und traf dort unsere Zeitzeugen. Mit Akribie vertiefte sie sich in die kriegerischen letzten 100 Jahre, setzte sich mit der Geschichte der Länder auseinander, suchte historische Schauplätze auf. Mit der ihr eigenen Sensibilität schuf sie eine Atmosphäre, die es den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ermöglichte, offen über ihre Kindheit im Krieg zu sprechen. Ihre Texte über diese Begegnungen waren das Ausgangsmaterial der Essays von Bertram Job.

#### Bertram Job – Erzählen ist ein großer Sport

Bertram Job schreibt für anspruchsvolle deutschsprachige Zeitungen und Magazine. Für die Zeitschrift *GEO* berichtete er über die Chemiekatastrophe im indischen Bhopal und begleitete israelische Ärzte bei Einsätzen in Palästina. Für *mare* porträtierte er Arbeiter auf einer Megawerft im südkoreanischen Okpo und für das *SZ-Magazin* überredete er den befreundeten Fotokünstler Andreas

Gursky zu einer großen Reportage über die Metropole Mexico City – eine Stadt im Stresstest. Seine Leidenschaft für internationale Themen wird allenfalls von der für Sport übertriffen. Bis heute hat der ehemalige Amateurfußballer, der eine Zeitlang auch Pressesprecher des Boxweltmeisters Henry Maske war, zahlreiche Bücher und Reportagen über Fußball und Boxen, Leichtathletik und Billard veröffentlicht. Dabei stehen nicht unbedingt die ‚Helden‘ und erklärten Gewinner im Vordergrund. Seit 2019 verfeinert Bertram Job Texte für Save the Children Deutschland. So auch für das Buch „Ich lebe“.

#### Martina Dase – Die Kunst des Storytelling

„Wie interessieren wir Menschen für unsere Themen?“ Martina Dase setzt neben Fakten auf Fotografie und Film – für sie kongeniale Medien, um gesellschaftspolitische Anliegen eindringlich zu vermitteln. Ob mit einer Pressereise ins dürregeplagte Somalia, der Inszenierung eines Festaktes oder der Konzeption eines Thinktanks zur Zukunft der Entwicklungshilfe: Die Kommunikationsexpertin wählt und erzählt für Nichtregierungsorganisationen Geschichten auf eine Weise, die aufhorchen lässt und viele dazu bringt, sich nachhaltig für das Leben anderer zu engagieren. Bereits als mehrfach ausgezeichnete Fernsehjournalistin für die *ARD*, *arte* und *3sat* hat Martina Dase eine unverwechselbare filmische Handschrift entwickelt. Das Storytelling mit starken Worten und Bildern prägt auch die Leuchtturmprojekte, die sie in Führungspositionen bei Greenpeace, der Welthungerhilfe und seit 2016 als Kommunikationsdirektorin bei Save the Children umsetzt. Den vorliegenden Bildband prägte sie mit ihren Ideen und Entscheidungen in allen Schritten.

Martina Dase

## Danksagung

Dieses Buch hätte es beinahe nicht gegeben. Mehrfach waren wir kurz davor zu kapitulieren. Dass Sie es trotzdem in Ihren Händen halten, ist dem unermüdlischen, aufopferungsvollen, kreativen und vor allem menschlich herausragenden Einsatz einer Vielzahl von Mitwirkenden zu verdanken. Sie haben über Wochen und Monate und manche tatsächlich über Jahre hinweg daran gearbeitet, eine Idee Wirklichkeit werden zu lassen, die so bezaubernd wie herausfordernd war. Ihnen allen möchten wir unseren tief empfundenen Dank aussprechen – für ihr Vertrauen, für ihre Leidenschaft und ihre grenzüberschreitende Zusammenarbeit.

Aus vollem Herzen danke ich zuallererst unseren Hauptpersonen, den Kriegskindern aus 100 Jahren, in der Reihenfolge ihres ‚Auftritts‘: Amal (ein Pseudonym zum Schutz ihrer Identität, 11 Jahre), Erich Karl (105 Jahre), Vanessa Ntakitimana (29 Jahre), Vichuta Ly (53 Jahre), María Consuelo Beltrán (91 Jahre), Jo Yong-woong (74 Jahre), Theophilus Chukwuemeka Amadi (54 Jahre), José (ebenfalls ein Pseudonym, 17 Jahre), Evelyne Brix (86 Jahre), Mawla Jan Nazari (54 Jahre), Rajiya (Name geändert, 15 Tage alt) und Jannat Kathun (auch dieser Name ist zu ihrem Schutz geändert, 20 Jahre). Ihre Bereitschaft, sich porträtieren zu lassen und uns ihre Geschichte anzuvertrauen, war die Ur-Voraussetzung für unser Projekt. Ihr Lebensmut bleibt uns für immer eine Inspiration. Alle Altersangaben in diesem Buch beziehen sich übrigens auf den Zeitpunkt unserer Begegnung mit den Zeitzeugen in den Jahren 2018/2019.

Wir danken auch sehr herzlich den Familien und Freunden unserer Protagonisten, die uns während der Besuche so warmherzig empfangen und bereitwillig unterstützt haben, insbesondere der Familie von Gibran Aragi (Name geändert), die uns im Libanon über viele Stunden Tee reichte, Heidrun Christ in Berlin, die uns mit ihrem ‚Onkel‘ Erich Karl verband und immer zur Seite stand, und Juncal Beltrán im baskischen Irún, die den Kontakt zu ihrer Tante Consuelo herstellte und uns intensiv begleitete. In Nigeria kochte Amadis Frau für uns, und seine Mutter hieß uns im Familienheim willkommen. In Kolumbien hat uns Alicia, die Mutter von José, mit Erdbeershakes verwöhnt, während uns Josés Freund Miguel (Name ebenfalls geändert) in allen logistischen Belangen unterstützte. Ohne diese weltumspannende Gastfreundschaft wäre die vertrauensvolle Atmosphäre für unsere Porträts kaum herstellbar gewesen.

Schon gar nicht gäbe es diesen Bildband ohne die besondere Kunst und Persönlichkeit unseres Fotografen Dominic Nahr. Sein großes Sensorium für Schwingungen aller Art und sein einzigartiges fotografisches Auge lassen ihn

das Wesen der Porträtierten in der Tiefe erfassen. In diesem Buch tauchen wir nicht nur ein in seine reiche Bilderwelt. Wir hören auch seine innere Stimme – in unserem ‚Crawl‘, dem Lauftext unter den Fotografien. Wir danken ebenso der Journalistin Anna Mayumi Kerber, die – nach meiner Auftaktreise mit Dominic in den Libanon – als Reporterin alle Trips begleitete und die Protagonisten interviewte. Ihre gründliche Recherche, ihre detaillierten und liebevollen Beobachtungen sind der Grundstoff aller Zeitzeugen-Essays von Bertram Job. Wir freuen uns sehr, ihn als Autor gewonnen zu haben und zu erleben, wie er die Lebensgeschichten klug und mit leichter Feder in die Zeitläufe einbetten konnte.

Die große Hingabe an unser Projekt zeichnet alle ‚Macher‘ aus.

Eine besondere Ehre ist es uns, dass ‚Princess Cool‘, Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Anne als Schirmherrin des britischen Mutterhauses von Save the Children, für unser Buch das Grußwort schrieb.

Unser außerordentlicher Dank gilt auch unseren Gastautoren: unseren beiden langjährigen deutschen Unterstützern, der so überaus engagierten Violinistin Anne-Sophie Mutter und dem Fernsehjournalisten Ingo Zamperoni, dem legendären britischen Kriegskorrespondenten Jon Swain, der ebenfalls aus Großbritannien stammenden früheren Save the Children-Krankenschwester Anne Watts, der dänischen EU-Kommissarin Margrethe Vestager, dem ehemaligen UN-Generalsekretär Ban Ki-moon aus Korea, dem nigerianischen Literaturnobelpreisträger Professor Wole Soyinka, unseren langjährigen guten Freunden, den Filmemachern Mayte Carrasco aus Spanien und Marcel Mettelsiefen mit seinen deutschen und ecuadorianischen Wurzeln, unserer deutschen Save the Children-Botschafterin Ulrike C. Tscharre, dem iranischen Schriftsteller Amir Hassan Cheheltan sowie dem so leidenschaftlichen und für uns immer ansprechbaren Bundesentwicklungsminister Dr. Gerd Müller. Sie alle haben unserem Buch mit ihren berührenden Bildinterpretationen eine zusätzliche, ganz persönliche Dimension geschenkt.

Bei der abenteuerlichen Gewinnung unserer Gastautoren haben neben vielen anderen entscheidend geholfen: Kolleginnen und Kollegen unseres britischen Büros, die Direktorin von Save the Children Europe, Anita Bay Bundegaard und Luke Upchurch von The Elders.

Die besondere ästhetische Komposition unseres Buches verdanken wir dem Buchgestalter Harri Kuhn. Seine konzeptionelle Kreativität und seine kongeniale Zusammenarbeit mit Dominic Nahr bei der Entwicklung der Bildlayouts können wir nur bewundern.

Danken möchten wir auch der Assistentin von Dominic Nahr, Kaja Fuchs, für ihre unermüdlige Bearbeitung der Bilder.

Sehr herzlich danken wir Anna Zreik dafür, dem Projekt zu Beginn auf die Beine geholfen zu haben. Ebenso danken wir Barbara Hexges für das weitsichtige Management in der Startphase, die Kontaktabahnung zum Kerber Verlag

und zum Kreativstudio mischen. Danken möchte ich auch Andrea Rützel für ihre wertvollen planerischen Empfehlungen am Anfang – eine der vielen entscheidenden Weichenstellungen auf unserem langen Weg. Ein großes Dankeschön geht auch an Dominic Nahrs Fotoagentin, die renommierte Margot Klingsporn, für ihre erfahrene Beratung, insbesondere in jener denkwürdigen Konzeptionsklausur in Zürich, und für ihre großzügige Kontaktvermittlung.

Ein ganz besonderer Dank gebührt den Kolleginnen und Kollegen zahlreicher Länderbüros von Save the Children. Ohne ihre Fähigkeit, unter schwierigen Bedingungen das Unmögliche möglich zu machen, hätten wir unsere Protagonisten nicht finden können: Ahmed Bayram und Nour Wahid im Libanon, Elysee Niyigena und Daphrose Mugorewindekwe („Mama Daphy“) in Ruanda, Kristian Pietro in Spanien, Youngui Park, Hayoon Kim und Jieun Ginny Shin in Korea, Martins Adie, Samuel-Etukudoh Ime, Peter Magoh und Oluwatoyin Oyekenu in Nigeria, Marcela Campos, Luz Alcira Granada und Paula Rodríguez in Kolumbien, Ronald Apunyo, Stephanie Lord, David Benedetto Mariano, Zahoor Sellab in Afghanistan und Kristiana Marton, Milka Nyamache, Sen Sen Oo und Veronica Pedrosa in Bangladesch.

Den Teams von Save the Children International, insbesondere der Global Media Unit und der Global Creative Content Unit, danken wir sehr herzlich für ihre kontinuierliche Ermutigung und Beratung. Besondere Erwähnung verdienen meine geschätzten Kollegen Sean Ryan, Tracy Manners und Natasha Dos Santos für ihren literarisch und journalistisch geschulten Feinschliff aller übersetzten Reportagen und Texte. Dem großen Netzwerk von Sean Ryan, dem ehemaligen Auslandsredakteur der *SUNDAY TIMES*, verdanken wir auch den berührenden Gastbeitrag von Jon Swain.

Dank sagen wir auch den Journalisten und Historikern Zubair Babakarkhail, Innocent Chimezie Eneta, Mertxe Tranche und Claudia Witte für ihre akribischen Nachforschungen in zahllosen internen und externen Archiven und der freien Mitarbeiterin Sophia Schöneberg für ihre verlässlichen Faktenprüfungen.

Eine entscheidende Hilfe möchte ich nicht unerwähnt lassen: Die Zeitzeugenaufrufe in vielen deutschen und internationalen Medien haben sich oftmals als letzte Rettung bei scheinbar aussichtslosen Suchen erwiesen. Besonders hervorheben möchte ich hier die *Berliner Zeitung*, die *Leipziger Volkszeitung* und *NDR Info* sowie *Diario Vasco* und *Radio Euskadi* (Spanien) und *Kookje Shinmun* (Korea). Dem Bildchef Andreas Trampe danke ich von ganzem Herzen für seine Mut machende Begleitung und den vielbeachteten Vorabdruck im *stern*.

Wir bedanken uns bei Christine Marth für das sorgfältige Lektorat und bei Alexandra Titze-Grabec und Kurt Scharf für ihre stimmigen Übersetzungen. Besonders herzlich möchte ich mich bei Inge Uffelman bedanken, die als langjährige Übersetzerin der Texte von Wole Soyinka auch dessen anspruchsvolles Gedicht für unser Buch ins Deutsche übertragen hat. Rettung in letzter Minute haben wir von Scott Roxborough erfahren, als er die englischen Übersetzungen unserer Texte in Blitzgeschwindigkeit in den gut informierten und geläufigen Stil eines versierten Journalisten überführte.

Mein spezieller Dank gilt dem dpa-Korrespondenten Nick Kaiser und dem Menschenrechtsexperten und ehemaligen UN-Anwalt in Ruanda Christopher Ayres für die schnellen und kenntnisreichen Faktenchecks bei diffizilen Begriffsklärungen zu Myanmar/Bangladesch bzw. Ruanda. Sicherheit gab mir wie so oft der unbestechliche Schulterblick der Filmexpertin Ann-Malen Witt, der Filmemacherin Wilma Pradetto sowie der Kunsthistorikerin Claudia Friedel.

Zu großem Dank verpflichtet sind wir dem Kerber Verlag, insbesondere dem Verleger Christof Kerber, aber auch der Projektleiterin Lydia Fuchs und der Marketingmanagerin Sara Buschmann, die alle sofort und durchaus mehr als wir selbst an unser ungewöhnliches ‚Jahrhundertprojekt‘ geglaubt haben.

Wenn ich ‚wir‘ sage, meine ich vor allem die zwei Kolleginnen aus meinem Team, deren Auftreten auf der ‚Projektbühne‘ an kritischen Punkten entscheidend für das gesamte Gelingen war. Ineke Sass, geschickte Strippenzieherin auf nationaler und internationaler Ebene, hat als Projektmanagerin mit ihrer Umsicht, ihrer Effizienz, ihrer Kreativität und ihrem unerschütterlichen Optimismus dieses hochkomplexe Mammutvorhaben sicher und formvollendet durch alle Höhen und Tiefen manövriert. Zudem war sie für mich eine unverzichtbare Stütze bei der Konzeption und Redaktion, eine mutige Akquisiteurin von Gastautoren – und insgesamt die ideale Sparringspartnerin für jedwede Entscheidung. Aishe Malekshahi kam genau dann zu uns, als wir dringend die Unterstützung einer so erfahrenen Kulturjournalistin brauchten – fürs Schreiben oder Redigieren aller Sorten von Buchtexten, und für die Medienarbeit. Ihr stets offenes Ohr, ihre anregenden Ratschläge und nicht zuletzt ihr großes Netzwerk haben dem Buch gutgetan. Sehr herzlich Danke sagen möchte ich auch meinem fabelhaften Kommunikationsteam um Claudia Kepp. Sie alle haben die fast zwei Jahre währende Zusatzanstrengung jederzeit unterstützt. Ein Extra-Dank geht an Susanne Sawadogo für die geduldige Suche und behutsame Betreuung der deutschen Zeitzeugen und an Sandra Schwartländer für ihre erfahrene Hilfe bei der Gewinnung und Betreuung vieler Gastautoren.

All dies wäre nicht denkbar gewesen, wenn nicht die beiden Vorstände von Save the Children Deutschland, Susanna Krüger und Kevin Copp, uns von der ersten bis zur letzten Stunde ihr Vertrauen geschenkt und uns umfassende Gestaltungsfreiheit gewährt hätten – beides so rare Güter, dass sie der besonderen Erwähnung bedürfen und den größten Dank verdienen.

Mein letzter, ganz persönlicher Dank gilt meiner Mutter – auch sie ein Kriegskind. Sie gab und gibt mir über ihren Tod hinaus die Kraft, dieses Werk zu vollenden, während sie so oft auf mich wartete.

**Impressum**

Diese Publikation erscheint anlässlich des 100-jährigen Jubiläums von Save the Children.

**Herausgeber**

Martina Dase für Save the Children  
Deutschland e.V.  
Seesener Str. 10-13  
10709 Berlin  
+49 30 2759 5979 0  
info@savethechildren.de  
savethechildren.de

**Gesamtkonzept „Ich lebe“**

Martina Dase

**Projektmanagement „Ich lebe“**

Ineke Sass

**Redaktion**

Save the Children Deutschland e.V.:  
Martina Dase, Direktorin Strategische  
Kommunikation  
Ineke Sass, Referentin Strategische  
Kommunikation  
Aishe Malekshahi, Pressereferentin

**Gestaltung**

Harri Kuhn, mischen, Berlin

**Lektorat**

Christine Marth

**Korrektorat**

Christiane Weidemann

**Übersetzungen**

Kurt Scharf  
Alexandra Titze-Grabec  
Inge Uffelmann  
Tanim Yousuf

**Projektmanagement, Kerber Verlag**

Lydia Fuchs

**Herstellung, Kerber Verlag**

Jens Bartneck

**Gesamtherstellung**

Kerber Verlag  
Windelsbleicher Str. 166-170  
33659 Bielefeld  
Germany  
+49 521 950 08 10  
+49 521 950 08 88 (F)  
info@kerberverlag.com  
www.kerberverlag.com

Kerber Publikationen werden weltweit vertrieben:

**ACC Art Books**

Sandy Lane  
Old Martlesham  
Woodbridge, IP12 4SD  
UK  
+44 1394 38 99 50  
+44 1394 38 99 99 (F)  
accartbooks.com

**Artbook | D.A.P.**

75 Broad Street, Suite 630  
New York, NY 10004  
USA  
+1 212 627 19 99  
+1 212 627 94 84 (F)  
artbook.com

**AVA Verlagsauslieferung**

Scheidegger  
Obere Bahnhofstr. 10A  
8910 Affoltern am Albis  
Switzerland  
+41 44 762 42 41  
+41 44 762 42 49 (F)  
avainfo@ava.ch

**KNV Zeitfracht**

Verlagsauslieferung  
kerber-verlag@knv-zeitfracht.de

Die Deutsche Nationalbibliothek  
verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie:  
dnb.de.

© 2020 Kerber Verlag, Bielefeld/  
Berlin, Save the Children Deutsch-  
land e.V., Dominic Nahr, Anna Mayumi  
Kerber, Bertram Job, Ihre Königliche  
Hoheit Prinzessin Anne, Martina Dase,  
Anne-Sophie Mutter, Ingo Zamperoni,  
Jon Swain, Anne Watts, Margrethe  
Vestager, Ban Ki-moon, Professor  
Wole Soyinka, Mayte Carrasco, Marcel  
Mettelsiefen, Ulrike C. Tscharre, Amir  
Hassan Chehelan, Dr. Gerd Müller

**Fotonachweis**

Wenn nicht anders angegeben:

Dominic Nahr/Save the Children  
S. 50: privat/Erich Karl  
S. 96: privat/Vichuta Ly  
S. 118: Save the Children  
S. 147: privat/Jo Yong-woong  
S. 179: privat/Theophilus  
Chukwuemeka Amadi  
S. 212: privat/José David Ríos  
S. 236: privat/Evelyne Brix  
S. 260: privat/Mawla Jan Nazari

Der Fotograf Dominic Nahr wird ver-  
treten von MAPS und der Agentur Focus.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil  
dieses Werkes darf in irgendeiner  
Form ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter  
Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder  
verbreitet werden.

**Hinweis**

Sämtliche Inhalte des Buches wurden  
von Verfasser und Herausgeber sorg-  
fältig erarbeitet und geprüft. Dessen  
ungeachtet übernehmen Verfasser und  
Herausgeber keine Gewähr für die  
Richtigkeit, Vollständigkeit und  
Aktualität der Angaben.

Aus Gründen der Lesbarkeit wird in  
diesem Buch meist das generische  
Maskulinum verwendet. Gemeint sind  
aber immer Menschen jeden Geschlechts.

ISBN 978-3-7356-0632-7  
(Dieses Buch ist auch in einer  
englischen Ausgabe erhältlich:  
ISBN 978-3-7356-0635-8)

www.kerberverlag.com  
Printed in Germany



# Wie Kinder Kriege überstehen Ein Jahrhundertporträt